Gotteshilfe

Friedrich Naumann

Gotteshilfe

Gesammelte Andachten

von

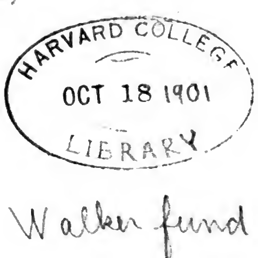
Pfarrer Fr. Naumann.

Sechster Band

Andachten aus dem Jahre 1900.



Göttingen
Vandenhoeck & Ruprecht
1901.


HARVARD COLLEGE
OCT 18 1901
LIBRARY

Inhaltsverzeichnis.



Textverzeichnis.

(Die eingeklammerten Ziffern geben die Seitenzahlen an.)

Gott und Mensch.

Herr, wie sind deine Werke so groß,
deine Gedanken sind so sehr tief!
Psalm 92, 6.

Herr Gott, himmlischer Vater! Deine Kinder kommen zum Beginn des neuen Jahrhunderts zu dir und bitten dich, du wollest sie dein ewiges Walten und Regieren recht verstehen lassen. Wir glauben, o Herr, daß du bist! Wir glauben an deinen Willen, der in allen Dingen, hinter allem Werden, im Grund alles Denkens, in der Tiefe aller Welt ist. Wir hören nicht auf beim Anblick der fernen und großen Gestirne, dich als ihren Meister zu verehren, und wir finden dich in der Geschichte der Erde von ihren ersten Anfängen bis heute, dich sehen wir überall, in der Wetterwolke, im Sonnenstrahl, im Fluß, im Wald, auf dem Acker, in der Stadt, im Schacht, an der Maschine, im rollenden Bahnzug, im Gehirn des Erfinders, im Lallen der Kinder, im Beten der Mütter, in allem Atmen, Sorgen, Sinnen, Singen, in allem Leben, Weben, Lachen, Lieben, in allem Elend, Kreuz, Leid, Tod, in allem Familienglück, in allem Herzensgram, in Gemeinschaft, in Einsamkeit, in der Andacht der Frommen, aber auch in den Thaten der Verirrten, überall suchen wir dich. Du bist in allem, du allein bist wirklich, denn du allein bleibest. Die Sonnen und Erden haben Jugend und Alter, jedes Tier wächst, lebt und stirbt, die Geschlechter der Menschen steigen auf und sinken nieder, du aber bleibst wie du bist und deine Jahre nehmen kein Ende. Um dich herum, aus dir heraus entwickelt sich das große ewige Spiel aller Dinge, du selbst aber gehörst nicht zum Weltenspiel wie wir, du bist nicht Kreatur, nicht etwas Gewordenes, vor dir beugen wir uns und sprechen: Du bist die Macht, der Urwille des Lebens, du bist der Schöpfer!

Das aber, o Ewiger und Unendlicher, hat oft schon unserer kleinen, vorübereilenden Menschenseele Sorge gemacht, daß sie deiner großen Gottesseele nicht gerecht werden kann. Wir fingen an dich zu loben, da aber merkten wir, daß nur der dich loben

kann, der deine Allmacht wirklich kennt. Läßt sich ein Baumeister von dem Vogel loben, der eines Morgens auf der Zinne seines Turmes kurze Rast zu halten kommt, der aber Fundament und Mauer, Stil und Kühnheit nicht versteht? Was ist es für dich, Herr des Daseins, wenn kurzlebige Wesen auf einem deiner Millionen Sterne glauben, sie seien deine Lieblingskinder? Du läßt sie es glauben, wie du hundert und tausend Sachen in deinem unendlichen Reiche werden und glauben läßt! Herr, tötet nicht unser Bekenntnis zu deiner Größe unsere Zuversicht zu deiner Liebe? Das ist es, was uns zu hoch und schwer geworden ist. Zu wem aber können wir in unserer inneren Not kommen, als doch immer wieder zu dir: Herr hilf uns, daß wir uns von dir geliebt wissen können!

Ist es Irrtum, wenn wir sprechen „Vater unser, der du bist im Himmel?“ Kannst du Vater sein, wenn du alles leitest? Ist es wahr, daß die armen Witwen zu dir beten dürfen, wenn sie Suppe haben wollen? Ist es richtig, wenn wir das, was wir keinem Menschen sagen können, dir, Ewigem anvertrauen? Ist es richtig, daß wir den besten und heiligsten Erdenpilger, den wir kennen, deinen Sohn nennen und von dir glauben, daß du ihn geliebt hast? Herr, hat es einen Sinn, zu dir um Liebe zu rufen? Du bist der Wille, bist du auch die Liebe?

Ach laß uns nicht in Verzweiflung sinken durch Zweifel und Sorge! Reiß uns heraus aus der Unsicherheit und gieb uns festen Boden unter den Füßen! Du, der du alles, alles thust, du bist es ja auch, der unsere armen Geister mit den Seufzern füllt, die wie Morgentau von der Wiese zu dir aufsteigen. Du gabst uns den Trieb, dich zu suchen, dein Herz im Weltall zu suchen. Dir gehorchen wir, wenn wir zu dir beten, und wenn wir unser Bedürfnis nach unwandelbarer, unsterblicher Vaterliebe in die Worte fügen: Gott sei uns gnädig! Wir bleiben in deinem Dienst. Wir weihen auch im neuen Jahrhundert unsere Schwachheit deiner Größe. Du hast uns in's Leben gerufen, nun laß uns auch in dir leben, weben, denken, laß uns mit dir anfangen und schließen und dich trotz aller Unvollkommenheit rühmen alle Tage, bis du uns still hinlegst zu den Legionen derer, die in dir ruhn!

Römische Kaiserreligion.

Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist!
Evangelium des Matthäus 22, 21.

Eine alte, merkwürdige Inschrift ist vor kurzem von deutschen Gelehrten entdeckt und veröffentlicht worden. Etwa im Jahre 9 vor Christi Geburt redet der Landtag der Provinz Asien vom 23. September, dem Geburtstage des Kaisers Augustus, in Worten, die jeden Leser an unsere kirchlichen Feiern der Geburt Jesu erinnern müssen. Professor Harnack macht auf die religionsgeschichtliche Bedeutung dieses Fundes aufmerksam, und seine Übersetzung ist es, der wir die folgenden Worte der römischen Kaiserreligion entnehmen:

Dieser Tag hat der ganzen Welt ein anderes Aussehen gegeben; sie wäre dem Untergang verfallen, wenn nicht in dem nun Geborenen für alle Menschen ein gemeinsames Glück aufgestrahlt wäre. Richtig urteilt, wer in diesem Geburtstag den Anfang des Lebens und aller Lebenskräfte für sich erkennt; nun endlich ist die Zeit vorbei, da man es bereuen mußte, geboren zu sein. Von keinem anderen Tage empfängt der Einzelne und die Gesamtheit so viel Gutes, als von diesem Allen gleich glücklichen Geburtstage. Unmöglich ist es, in gebührender Weise Dank zu sagen für die so großen Wohlthaten, welche dieser Tag gebracht hat. Die Vorsehung, die über Allem im Leben waltet, hat diesen Mann zum Heile der Menschen mit solchen Gaben erfüllt, daß sie ihn uns und den kommenden Geschlechtern als Heiland gesandt hat; aller Fehde wird er ein Ende machen und Alles herrlich ausgestalten. In seiner Erscheinung sind die Hoffnungen der Vorfahren erfüllt; er hat nicht nur die früheren Wohlthäter der Menschheit sämtlich übertroffen, sondern es ist auch unmöglich, daß je ein Größerer käme. Der Geburtstag des Gottes hat für die Welt die an ihn sich knüpfenden Freudenbotschaften (Evangelien) heraufgeführt. Von seiner Geburt muß eine neue Zeitrechnung beginnen.

So also sah der Kaiserglaube in den Tagen Jesu aus! Mag menschliche Kriecherei bei der Herstellung der Kaiserreligion beteiligt gewesen sein, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß Augustus in den Provinzen und besonders in Asien eine Ver-

ehrung genoß, die imstande war, alte Götterdienste zu verdrängen. Da man an den wirklichen, lebendigen Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde, nicht glaubte, so beugte man sich vor der Macht, die den Weltfrieden garantierte. In dem Friedensfürsten in Rom hatte man den Herrn gefunden, der nicht mehr besiegt werden konnte. Er war nun die Sonne der bekannten Welt.

Diesen Hintergrund soll man im Auge behalten, wenn man hört, wie die ältesten Christen Jesu „als einem Gotte" Lieder singen. Mit jedem Wort, das sie zur Ehre ihres armen, gekreuzigten Zimmermannssohnes sagen, nehmen sie etwas von dem Gottesglanze des Kaisers hinweg. Auf jüdischem Boden war der Gegensatz von Kaiser und Galiläer natürlich nicht sehr scharf, da hier alte Glaubensstrenge den religiösen Kaiserdienst hemmte, aber im Heidenland, in Kleinasien, Egypten, Griechenland, Italien, stand König gegen König, Staatsreligion gegen neue Volksreligion. Schließlich hat Jesus gesiegt, und von ihm allein werden die Sätze gesagt, die vor ihm und neben ihm dem Kaiser galten. Die Kaiserreligion war vergänglich, weil sie irdischen, politischen Ursprungs war; die Nazarenerreligion war unvergänglich, weil ihr König sagen konnte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!" Im Grunde war die Vermischung von Kaiserpolitik und Religion eine Ursache der zunehmenden Schwäche des römischen Reiches. Um dieser Vermischung willen wurde es dem Römertum so schwer, rechtzeitig christlich zu werden und somit neue sittliche Kräfte zu gewinnen. Da der Kaiser Gott sein wollte, verlor er das, das des Kaisers ist. Er hielt sich für die Offenbarung aller Wahrheit und Güte und verlor damit das Augenmaß für die wirklichen Kräfte und Dinge. Es war darum ein unendlich tiefblickendes Wort, das Jesus zu den Seinen sprach: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, erfüllt ihm die staatlichen Pflichten, denn er ist die Verkörperung der staatlichen Macht für euch, aber gebt ihm nicht mehr! Was Gottes ist, den Weihrauch eurer Gebete, die volle, rückhaltlose Hingabe eures ganzen Wesens, die Hoffnung eures Lebens, gebet das Gott, dem wirklichen, heiligen, unsterblichen Gott, der über allen Herrschaften, selbst über einer weltumspannenden Augustusherrschaft thront."

Evangelische Wahrhaftigkeit.

Wollt ihr Gott verteidigen mit Unrecht und vor ihm List brauchen?
Hiob 13, 7.

In der katholischen Übersetzung des dreizehnten Kapitels des Buches Hiob steht das kurze zutreffende Wort: „Gott bedarf unserer Lügen nicht!“ Würde es nicht gut sein, dieses Wort ins goldene Buch aller Konfessionen, besonders aber der evangelischen Kirchen zu schreiben? Der evangelische Glaube sagt von sich, daß er an keinen unfehlbaren Papst, an keine Konzilien und Synoden, keine Buchstaben und Glaubensgesetze gebunden ist, sondern nur beruht auf Gottes Wort und menschlicher Vernunft. Um dieser evangelischen Freiheit und inneren Wahrhaftigkeit willen hat sich Luther mit seinen Freunden von der alten Mutterkirche losgerungen. Ihm war des Lügens und Trügens, der List und des Heuchelns zu viel, er konnte es nicht mit ansehen, daß Sündenvergebung zum Handelsartikel gemacht und Menschensatzung an Stelle alter einfacher und seliger Wahrheit gestellt wurde. Er wollte mit seinem Glauben ehrlich sein vor Gott.

Diesen klaren und bestimmten Zug zur Ehrlichkeit muß jede echte Frömmigkeit haben, und am Mangel dieses Zuges erkennt man die Unechtheit. Der alte afrikanische Bischof Cyprian erinnert die Gläubigen, daß Jesus von sich nicht gesagt hat „ich bin die Gewohnheit“, sondern daß er sprach „ich bin die Wahrheit“. Nach Wahrheit trachten müssen in erster Linie die Prediger des Evangeliums, die für den Wahrheitsgeist des evangelischen Volkes am meisten verantwortlich sind. Ihnen darf keine Tradition, keine Menschensatzung, keine materielle Rücksicht, keine zaghafte Pietät höher stehen als die Wahrhaftigkeit. Sie können irren, falsches reden, unfertige Gedanken vorbringen, das ist nicht zu vermeiden, da alles menschliche Reden von göttlichen Dingen nur ein Stammeln, Suchen und

Versuchen ist. Oft werden sie selbst in späteren Jahren die Lehrweise ihrer Jugend nicht mehr für richtig halten. Eins nur muß in allem Suchen, Versuchen und Irren gewahrt sein: die unbedingte persönliche Wahrhaftigkeit, die nicht Glaubenssätze oder Gefühle heuchelt, die nicht da sind. Es ist unmöglich, daß ein evangelischer Prediger sich etwa bloß als totes Instrument der Kirche betrachtet, der als Person zu verschwinden hat und nur seinen Mund für das hergiebt, was man als Kirchenlehre bezeichnet. Ihn fragt die Gemeinde, ob er es selber glaubt, was er sagt, er als Mensch, ohne Talar, er im Kämmerlein, im Wohnzimmer. Was der Mensch nicht glaubt, darf der Pastor nicht sagen. Er dient Gott nicht, wenn er im Dienst der Kirche persönlich unwahr wird, denn „Gott bedarf unserer Lügen nicht".

Es ist, wie man weiß ein besonderer Fall, der eben jetzt in einem Teile unseres Vaterlandes die religiöse Wahrheitsfrage in den Vordergrund der Besprechung gebracht hat. Gewöhnlich werden solche Fälle nur als Kämpfe verschiedener Lehrmeinungen angesehen. Das ist aber nicht, was uns dabei beschäftigt. Die Lehrmeinung des einzelnen Geistlichen mag vor dem Auge des ewigen Gottes richtig oder falsch sein, sie mag vielleicht auch in diesem Falle falsch sein, das wird trotzdem von jeder wirklich gläubigen Seele empfunden werden, daß auch vom geistlichen Amte gilt: dem Redlichen läßt es Gott gelingen! Man traue auf den Sieg der Wahrheit, man glaube, daß die freie Entwicklung des Geistes am ersten dazu kommt, vom Geiste des freien, weltwaltenden Gottes etwas zu fassen, was Menschenseelen tröstet! Jesus, unser Heiland, stand vor dem Glaubensgericht des hohen Rates und wurde verurteilt, weil er Gott „gelästert" hatte. Nicht als ob jeder seiner Nachfolger sich mit ihm vergleichen dürfte! Aber die evangelische Kirche muß, weil sie Bibelkirche sein will, des hohen Rates gedenken und seiner in bester Meinung blind gethanen unauslöschlichen Sünde. Um dieser Erinnerung willen soll alles, alles vermieden werden, was auch nur von fern wie Vergewaltigung der Meinungen aussehen könnte. Es ist der Glaube, der dieses fordert, der Glaube an den wahrhaftigen Jesus, den falscher Eifer ans Kreuz gebracht hat.

Abschiedsgedanken.

Selig sind, die da Leid tragen,
denn sie sollen getröstet werden.
Evang. des Matthäus 5, 4.

Gestern nachmittag wußte ich, daß weit von hier eine Frau beerdigt wurde, die ich nur wenige Tage lang im Leben getroffen habe. Mehr als es sonst bei entfernteren Bekannten der Fall zu sein pflegt, überkam mich das Gefühl: Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen! Ich sah noch einmal ihre Augen, ihr Gesicht, ihren Gang, ihr Wesen. Das ist nun vorbei! Jetzt gehen die Schulkinder vor dem Sarg her und singen:

Nun laßt uns den Leib begraben
Und daran kein Zweifel haben,
Er werd am letzten Tag aufstehn
Und unverweslich hervorgehn!

So singen sie dort jedesmal, wenn eins für immer eingeschlafen ist. Bei keinem haben sie einen Zweifel, auch bei denen nicht, die wohl selber viele Zweifel hatten. Die Zweifel werden beerdigt, und der Glaube der Kinder singt sie ins Grab. Horch, wie sie singen! Es klingt durch die Lebensbäume und Grabsteine in altbekannter Weise:

Ihr Arbeit, Trübsal und Elend
Ist kommen zum seligen End,
Sie hat getragen Christi Joch,
Ist gestorben und lebet noch!

Sie hat getragen Christi Joch! Ja, in der That, getragen hat sie mancherlei und von Jesus hat sie auch gesprochen, obwohl es nicht nötig gewesen wäre. Er muß ihr doch etwas bedeutet haben! Nun ist sie gestorben, die Glocken läuten ihr Trauergeläut, und wenn dann der Grabhügel fertig ist, dann macht die Welt einen Strich unter das Leben, das gewesen ist. Bald werden dieselben Glocken zu Fest und Freude rufen, dann beginnen die Leute von etwas anderem zu reden. Sterben heißt, von den Menschen verloren werden. Einige wenige laufen noch auf und ab und suchen das Verlorene, einige trauern und lieben über den Tod hinweg, aber wie unendlich kurz ist im

ganzen das Gedächtnis der Menschen! Der einzige Trost gegenüber menschlicher Vergeßlichkeit ist die Grabschrift: „Hier ruht in Gott.“ Gott vergißt nicht, ihm sind alle seine toten Kinder gegenwärtig.

Wie wenige Menschen giebt es doch, die genau auf die Formel passen „gläubig“ oder „ungläubig“! Laßt uns noch einmal der Frau gedenken, die gestern begraben wurde! Sie gottlos zu nennen, würde frevelhaft sein, bei ihr aber Katechismusglaube zu suchen, wäre vergeblich. Auch wenn sie gewollt hätte, hätte sie sich in den Gedankengang von Dreieinigkeit, Paradies, Sündenfall, Sühnungstod, Himmelfahrt nicht hineingefunden, denn alles um sie herum sprach eine andere Sprache. Was ihr Innenleben anlangt, so war es reich und voll tiefer Eindrücke, aber sie hatte für ihr Seelenleben nicht bestimmte Worte, wie: Reue, Schuldgefühl, Erlösungsbedürfnis, Gnade, Seligkeit. Ich kann mir schwer denken, daß sie zur Beichte ging. Wenn sie gegangen wäre, — es würde nicht ganz wahr und darum nicht ganz fromm gewesen sein. Aber ihr Leben war schlichte Hingebung, Geduld, Vergebung und Hoffnung. Ein Zug zum Geheimnis der Weltseele, eine gute starke Zuneigung zu Jesus war vorhanden, Pietät, ruhige Dankbarkeit, Religion ohne Worte, Wärme von der Lebenssonne. Sich in diesen Dingen zu binden und zu bekennen, war nie ihre Art. Nur wer Sinn für zartes Seelenleben hat, kann wissen, was sie glaubte. Sie ist es, die nun am Ende angekommen ist. Wie empfängt Gott solche Seelen?

Gottes Herz ist groß und weit. Er hat schon so unendlich viel Seelen zu sich heimkehren sehen, daß ihm nichts ferner liegt, als menschliche Engigkeit. Sicher ist, daß Jesus diese Frau an seine Hand genommen haben würde: Komm, gehe mit mir! Wie wir ihn kennen, so müssen wir uns Gott vorstellen, den „Vater unseres Herrn Jesu Christi“. Er öffnet sein ewiges Vaterhaus allen, die in irgend einer Art Heimweh nach seiner Gerechtigkeit und Wahrheit haben. Wie das Vaterhaus aussieht, wissen wir nicht, wo es ist, auch nicht. Es genügt zu wissen, daß es eine ewige Heimat giebt und daß in ihr kein anderer Geist gilt als der lebendige, freie, weite Geist des heiligen unendlichen Gottes.

Gerechtigkeit.

Es sei denn eure Gerechtigkeit besser, als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.

Evangelium des Matthäus 5, 20.

Wer allen Gesetzen gehorcht, ist vor dem Staat gerecht. Er kann den verklagen, der ihn einen Ungerechten nennt. Er geht sicher seines Weges und endet einst als unbestraft und ehrenhaft. Wie es dabei in seinem Herzen aussieht, ist ganz gleichgiltig. Ob er gern gestohlen, getötet, betrogen haben würde, wenn er sich nicht gefürchtet hätte, kommt nicht in Betracht. Auch ob er bisweilen ganz nahe an der Grenze war, die Recht und Unrecht scheidet, ist Nebensache. Er hat die Grenze nicht überschritten und ist nicht zur Ausführung geheimer böser Pläne gekommen, er ist gerecht.

Diese Gerechtigkeit, die für den Staat genügt, reicht für das Himmelreich nicht aus. Solche Gerechtigkeit macht noch keine einzige Seele froh und selig. Für den Staat ist es die Hauptsache, Verbrechen zu verhüten, denn er sorgt für das Leben der Gesamtheit, für die Religion ist es das wichtigste Ziel, tiefere Begriffe von Gerechtigkeit einzupflanzen, denn sie sorgt für die Reife der einzelnen Seelen. Wenn aus diesen tieferen Rechtsbegriffen der Religion später auch vertiefte Gesetze werden, so ist das ein guter Fortschritt, aber auch dann bleibt der Unterschied bestehen, daß das Gesetz nur die That ansieht, Gott aber „siehet das Herz an“.

Von Herzen gerecht sein ist etwas, das nicht mit einem kurzen Wort beschrieben werden kann. Für die innere Gerechtigkeit giebt es keine Paragraphen, denn hier hängt alles von der Lebenslage des Einzelnen ab. Täglich, fast stündlich verkehren wir mit anderen Menschen. Der Verkehr beruht auf Geben und Nehmen. Wir nehmen von ihnen Arbeit, Rat,

Unterhaltung, Geld, Freundlichkeit, Belehrung. Wir geben ihnen Arbeit, Leitung, Geduld, kurz, wir geben ähnliches zurück, wie sie uns geben. Unser ganzes Dasein ist voll von dieser täglichen Einnahme und Ausgabe menschlicher Lebenskräfte und Güter. Jedes Eheleben, Freundschafts-, Geschäftsverhältnis beruht auf Gegenseitigkeiten. Wer in diesen tausendfachen Gegenseitigkeiten darauf bedacht ist, nicht weniger zu geben, als er nimmt, der ist gerecht.

Der Gerechte sieht sich also stets von einer Schaar von Menschen umgeben, die von ihm etwas zu fordern haben. Je höher und reicher sein Leben ist, desto mehr hat er Verpflichtungen, denn desto mehr Leute dienen, helfen, tragen ihn. „Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern.“ Es ist niemand wohlhabend, ohne daß hundert oder tausend Menschen, die er kennt oder nicht kennt, ihm alles erarbeiten, was er braucht, um in seiner Weise bequem und freundlich zu wohnen und zu leben. Für ihn ackern Bauern, graben Bergleute, fahren Schiffer, sägen Holzknechte, weben Weber, für ihn arbeitet eine ganze Gesellschaft mit allen ihren Thätigkeiten und Rechten. Was giebt er ihr dafür? Aber auch kein Armer und Ärmster lebt, der nicht andere für sich schaffen ließe. Hat er den Willen, etwas wiederzugeben? Ist er gerecht, der Reiche sowohl wie der Arme?

Von Herzen gerecht sein, heißt, den Anderen aus seiner ihm eigenen Lage heraus zu beurteilen. Der Schwache, dem jeder Stich weh thut, versetzt sich nicht in die Lage des Starken, der der Stöße nicht achtet, und hält ihn darum für böswillig. Der Starke hält umgekehrt den Schwachen für unnötig empfindsam und unfreundschaftlich. So versteht der Schnelle den Langsamen nicht und der Langsame den Schnellen. In unzähligen kleinen Momenten begehen die Menschen auf solche Weise Ungerechtigkeiten aneinander. Diese Ungerechtigkeiten zu fühlen ist der erste Schritt auf dem Wege zur Gerechtigkeit. Selig sind, sagt Jesus, die da hungert und dürstet nach Gerechtigkeit. Sie sollen satt werden im Himmelreich, wo alle Harmonien leben. Dieses Himmelreich muß aber auf Erden gesucht werden, wenn es überhaupt gefunden werden soll.

Enthaltsamkeit.

Wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht.
Evangelium des Johannes 8, 34.

Die Welt sagt, daß es keine Sünde giebt. Es giebt für sie Gesetzesübertretungen, Thorheiten, Schwachheiten, Eigenheiten, aber keine Sünde. Sünde ist ein religiöser Begriff, den nur der erfaßt, der ein Verhältnis zu Gott zu haben sucht. Sünde sind diejenigen Abirrungen vom Pfade des guten Gewissens, die in der Seele eine Abtrennung von Gott herbeiführen. Wer Sünde thut, wer sich aus der Zucht der Gottesgemeinschaft herausbegiebt, der wird der Sünde Knecht.

Es kann für einen Menschen etwas Sünde sein, was es für den anderen Menschen nicht ist. Der Eine hält schon gewisse einfache Lebensgenüsse für unerlaubt. Er sagt etwa rundweg: jeder Alkoholgenuß ist mir ein Unrecht! Solange er auf diesem Standpunkt steht, ist es für ihn Sünde, trennt es ihn von Gott, wenn er das, was er verurteilt, dennoch thut. Es giebt engere und weitere Gewissen, aber es giebt keinen Gläubigen, der nicht gewisse Grundlagen des sittlichen Lebens unbedingt festhalten muß, wenn er „in Gott" bleiben will. Im Alten Testament werden die Grundlagen durch die heiligen zehn Gebote ausgedrückt, im Neuen Testament durch das nach allen Richtungen hin ausgeführte Gebot der Liebe. Wer mit Bewußtsein davon abweicht, der wird der Sünde Knecht.

Erst sieht alle Sünde aus, als könne sie gar nicht herrschen. Der Mensch, der sich vom sittlichen Gewissen losmacht, glaubt dadurch ein Herr zu werden, frei, unbeschränkt, kühn. Man sehe irgendwelchen jungen Mann, der, den schützenden Geboten der Jugend entronnen, sich frei ausleben will. Nichts liegt ihm ferner, als daran zu denken, daß er sich in Knechtschaft verkauft. Und doch thut er es in vielen Fällen. Aus einzelnen Abirrungen werden zwingende, den Geist beherrschende,

des besseren Willens spottende Gewohnheiten. Es gehen ungeheuer viel Menschen über die Erde, die später die Sünden ihrer Jugend bitter bereuen, weil sie später sehen, daß die Rosen Dornen haben, daß Leichtsinn das Leben nicht erleichtert, daß Abwege, einmal beschritten, immer weiter abführen. Es braucht bei dem allem nicht nur an grobe und gröbste Sünden gedacht zu werden. Die ersten falschen Schritte gehen meist direkt neben dem richtigen Wege. Oft sind es die schönsten Wald- und Wiesenwege, auf denen man sich verirrt. Selbst Kunst, Lied, Lust kann verhängnisvoll werden. Durch beste Güter kann das höchste Gut verloren werden, und wer dieses verloren hat, der ist dann doch nur ein trüber Knecht auf dieser armen Erde. Freie, frohe, sichere Seelenstimmung kommt aus der Gemeinschaft mit Gott. Alles, alles darfst du thun, was dich nicht hindert, Gotteskind zu bleiben. Alles ist euer, sagt Paulus, ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes!

Immer giebt es innerhalb des Christentums zweierlei Grundstimmungen: Weltfreude und Weltentsagung. Beide haben ihr Recht, nur darf neben der ersten die zweite nicht fehlen. In bloßer Weltfreude wächst die Nachfolge Christi nicht. Wie sollen die Christen die Welt bessern, wenn sie nicht besser sind als die Welt? Das hat im alten römischen Heidentum die Christen stark und sieghaft gemacht, daß sie nicht in den allgemeinen Strudel der Vergnügungen hineintraten. Sie wollten lieber zu wenig Weltglück genießen als zu viel. Mag ihre Beschränktheit den Heiden lächerlich gewesen sein, diese Beschränktheit hat doch schließlich gewonnen. Die Welt vergehet mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes thut, bleibet in Ewigkeit. Es ist daher mit Freuden zu begrüßen, wenn unter der christlichen Jugend der Gedanke einer gewissen Weltentsagung an Boden gewinnt. Gewiß liegt es uns fern, Sauertöpferei zu empfehlen. Die Sonne scheint, damit die Welt hell wird. Aber selbst in einer hellstrahlenden, sonnigen Welt ist es gut, einen festen inneren sittlichen Halt zu haben. Und schließlich scheint ja auch die Sonne Niemandem immer. Jeder Mensch muß durch Prüfungszeiten hindurch, wo er alle Glaubenskraft braucht, um fröhlich bleiben zu können. Wohl ihm, wenn er dann solche Kraft hat!

Winterandacht.

Wenn eure Sünde gleich blutrot ist,
soll sie doch schneeweiß werden.
Jesaja 1, 18.

Die kleinen Wohnhäuser der Weber liegen im Schnee. Jedes von ihnen hat seine weiße Dachfläche, seine weißen Gesimse, weiße Köpfchen auf dem Stacket, weiße Nester auf den Rosenbäumchen, alles weiß. Und noch kommt Schnee hernieder, feiner, dünner Schnee, der überallhin gelangt, und legt sich an die Ecken der Fenster, in die Ritzen der Thüre, auf die obere Kante der kleinen Fensterladen und um den Griff der Gartenpforte. Vom Himmel hernieder senkt sich in Millionen kleiner Krystalle ein weißes Kleid, das alle Ärmlichkeit, Dürftigkeit, Kleinheit überdeckt. Für das Auge des Beschauers ist der Schnee eine Decke über dem Elend. So mag er gelten als Bild für überdeckte Sünde. Sie ruht; laßt sie ruhen! Es ist besser, wenn Schnee darüber gefallen ist! Ehe es schneiete, war der böhmische Flecken im Gebirge voll von Schmutz. Straßen, Brunnen, Stufen, Dachrinnen, Dächer, alles war mürbe, faulig, traurig. Da kam der Schnee, eine wahre Wohlthat, legte sich auf allen Koth und gab dem Ort ein blankes, lachendes Gesicht, eine winterliche Jungfräulichkeit, die ihn geradezu verwandelte. Da dachte man an das Wort des Psalmdichters: Wohl dem, dem die Sünde bedecket ist!

Nun aber kommt aus der Menschenumgebung hinaus ins freie Feld! Schnee, nichts als Schnee, nur selten unterbrochen von einzelnen schwarzen Stämmchen von Straßenbäumen, leeren Strauchästen, dunklen Halmen! Alle Gräben sind zugedeckt, alle Furchen gefüllt. Was uneben war, ist eben geworden. So wird einst alles Menschenleben begraben sein, das heute lebt, und über hoch und tief liegt dann das Vergessen und Vergeben, und Wind und Sonne der Zukunft brausen und flimmern über unserem Grabe.

Warst Du im Wald? Wer kann ihn beschreiben, wenn er sein weißes Festkleid angezogen hat? Am Rande stehen einige alte Buchen, greise, ehrwürdige Waldkönige, silbern in jeder Spitze, weiß geädert in allen Windungen ihres Wesens und Denkens, wunderbar umsponnen von grauem Winterhauch. In den Wunden ihres Alters liegt wie heilende Watte weißer Schnee. An jede Knorre des Wurzelgerinsels legt sich wie bittend die weiße anschmiegende Masse. Wie man Kinder zudeckt, deckt der Schnee unter den Bäumen die kleinen Büsche und jüngsten Fichten zu. Nur kleine weiße Gipfel zeigen, daß hier etwas lebendiges in kaltem Traume ruht. Die volle Majestät des Winters aber liegt in den hohen Tannen. Keine Spitze von Brüssel oder Brügge, kein Porzellan von Meißen oder Versailles ist so zart, fein, gezackt, gerippt, gegliedert, gefiedert wie das Morgenkleid der sanft beschneiten Tanne. In den Himmel hinein wächst die Pyramide, ein Bau, den Engel gemeißelt zu haben scheinen. Und so steht Tanne an Tanne, ein ganzer Wald voll weißer Verklärung. Wer mag durch seine einsame Stille schreiten, ohne tief ergriffen zu sein? Hier ist künstlerisch gebundene Natur; Wildheit, Trotz, Mut, Saft, für einige Wochen still gehalten, damit sie sich sammelt, reinigt, zu besserem Wachstum erneut. Gott geht als großer Erzieher durch die Kreatur und gebietet ihr Schweigen, weil Schweigen die Seelen heiligt und läutert.

Im Thale rinnt der Bach. Von beiden Seiten neigen sich gläserne Körper in seine Flut. Es giebt kein Schilf, kein Gras, keine lockere Ranke, die nicht ein durchsichtiges glänzendes Krystallhemd trüge. Und über dem Wasser steigt die Felsenwand in die Höhe, stolz, zerrissen, königlich zu allen Zeiten, aber doch niemals so klar und übersichtlich wie jetzt. Kein Strich geht verloren, da jede Rinne ihre weiße Zeichnung trägt. So ragt ein klarer Charakter in die Welt hinein. Dieser Fels ist eine Predigt, die man sehen muß. Der Schnee an seinen Wänden wird schmelzen, aber im Beschauer bleibt der Eindruck, was für Wert feste Farben und scharfe Kanten haben. Sieh, wie jetzt die Sonne kommt! Sie macht alle diese Flächen zu strahlenden Körpern. Was in uns weiß, hell und rein ist, ist der Platz, den das Himmelslicht erleuchtet.

Geist und Buchstabe.

Der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig.

2. Brief an die Korinther 3, 6.

Das geschriebene Wort bleibt, aber wenn es bleibt, entflieht ihm der Geist, aus dem es geboren ward. Der Apostel Paulus erlebte es, wie seine Briefe schon zu seinen Lebzeiten als tote Gesetze wirkten. Man nahm seine Buchstaben und verwendete sie, ohne sich zu vergegenwärtigen, daß er selbst, wenn er gegenwärtig wäre, auch anders urteilen würde. Wie vielmehr ist das nach seinem Tode geschehen! Das ganze neue Testament, ja die ganze Bibel wurde zum Buchstaben gemacht, d. h. zum unbeweglichen, starren, leblosen Lehr- und Sittengesetz.

„Es steht geschrieben!“ In diesem kurzen Wort lag für lange Zeiten auf protestantischem Boden jede Entscheidung. Man frug weniger: was ist wahr? als: was steht geschrieben? Was geschrieben stand, das mußte wahr sein! Der Buchstabe war die Wahrheit! Noch heute wagen viele Christen nicht recht zur Bibel zu greifen, denn sie haben das Gefühl, daß dieses Buch eine Art Staatsanwalt ist, etwas zwingendes, totes. Sie bringen es nicht fertig, die Bibel mit reiner, ungetrübter Aufnahmefähigkeit zu lesen, denn sobald sie die „Bibel“ anfassen, steigt ein Heer von Gesetzen vor ihnen empor: Du sollst! Du sollst!

Wir begreifen, wie der Protestantismus dazu kam, so buchstabengläubig zu werden. Er wollte tausendfachen Aberglauben abschaffen, der den heiligen Geist zu ersticken drohte. Um Geist zu finden, grub er den Buchstaben aus. Darin hatte er auch im Grunde recht, denn ohne Buchstaben ist kein Geist dauerhaft. Aber die Richtung auf den Buchstaben überschritt das gesunde Maß. Aus der Knechtschaft des Papstes kam man heraus, um einen „papiernen Papst“ zu finden. Und wer legte die Schrift richtig aus? Hier eröffneten sich unüberwindliche neue Schwierigkeiten.

Die Schwierigkeiten haben sich in neuerer Zeit noch gesteigert. Man weiß heute, daß es in vielen Fällen gar nicht möglich ist, den ursprünglichen Buchstaben der Heiligen Schrift mit zwingender Sicherheit festzustellen. Noch weiß man nicht genau, wie das neue Testament ums Jahr 200 geschrieben wurde. Was die allerersten Schriftsteller geschrieben haben, hat Niemand gesehen. Und mehr als jemals früher erweist sich auch der Buchstabe, den wir haben und kennen, als spröde. Er giebt einen Lehrbegriff des Paulus, des Petrus, des Johannes, der erzählenden Evangelisten, aber er giebt kein fertiges, sofort anwendbares Lehrsystem. Die Bibel zerfällt beim Studium in ihre Teile, und diese Teile sind geschichtliche Urkunden, kalt und tot.

Was ist es, das da lebendig macht? Der Geist ist es! Nimm dein neues Testament und lies es einfach wie du jedes andere Buch liest! Vergiß alles, was man dir von Inspiration und Kanon beigebracht hat! Je schlichter du das liest, was dasteht, desto besser! Es steigen dann aus der Vergangenheit lebendige, packend lebendige Geister herauf. Nicht Gesetzgeber kommen aus der Tiefe, aber Seelen, die etwas erlebt und die einen großen Kampf um ihren Glauben gekämpft haben. Ich glaube nicht, daß Jemand gleichgiltig bleiben kann, wenn er beispielsweise den Hebräerbrief liest. In diesem Brief ist viel judenchristliche Theologie, Buchstabe, aber unter, über und zwischen dieser Theologie ist soviel opferfreudiger, siegesgewisser, weltüberwindender Glaube, daß man empfindungslos sein müßte, wenn man von dieser Glut nicht warm werden wollte.

Denken wir einmal daran, welchen Eindruck alles das, was heute geschrieben wird, auf spätere Menschen machen wird. Das was heute modern ist, wird kahl und kalkig sein, öde wie jetzt die Schriften aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Aber was wir trotzdem hoffen, das ist, daß es in späteren Zeiten einige Leser geben wird, die hinter den Formen, die ihnen unbequem geworden sind, den Geist suchen, den unser Geschlecht hatte. So wie wir wünschen, daß zukünftige Zeiten uns lesen, so sollen wir alle Arbeit der Vergangenheit, vor allem aber die Bibel lesen. Wir sollen den Buchstaben fassen als zeitliche Gewandung für ewigen Geist.

Gläubige Kriegsleute.

Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt.
Evangelium des Markus 9, 23.

Wir sehen eben jetzt ein kleines Volk einen schweren Heldenkampf kämpfen. Ob sie schließlich siegen werden, weiß nur Gott, aber schon das, was sie bis jetzt geleistet haben, zwingt uns alle, vor ihnen eine tiefe Hochachtung zu haben. Sie haben bei modernsten Waffen einen sehr alten Glauben, und dieser Glaube ist für ihr ganzes tapferes Verhalten ausschlaggebend. Man hat bei uns in Deutschland so oft über die Bibelchristen gelacht und ihre altväterische Art der Andacht für ein Zeichen von Schwäche gehalten, daß es für viele Leute geradezu eine Art Entdeckung ist, die singenden und betenden Buren als Damm gegen das Weltreich der Neuzeit kennen zu lernen.

Das Christentum der Buren ist nach allem, was wir davon hören, dem Christentum des deutschen Protestantismus vor etwa 200 Jahren verwandt, steif und fest in seinen gewohnten Formen, wenig weich und mild in sozialer Hinsicht, unberührt von Philosophie und Kritik, unbeugsam in seinem Gottvertrauen bis zum Tod. Die Missionare, die in Südafrika unter den Eingeborenen gearbeitet haben, hatten oft Veranlassung, sich über die Herzenshärtigkeit der Buren gegen ihre dunkelfarbigen Schützlinge zu beschweren, aber keiner von ihnen spricht anders als ehrend von dem Einfluß des Glaubens der Buren in Hinsicht auf ihr eigenes Volks- und Familienleben. Jetzt ist die Stunde der Prüfung gekommen, und der Glaube bewährt sich.

Als Präsident Krüger die entscheidende Nachricht bekam, die den Krieg bedeutete, kniete er nieder und betete mit seinen Räten. Beim Überschreiten der Landesgrenze betete das Heer. Offenbar ist dies alles nicht bloß Form, sondern heiligster Ernst. Der Glaube macht diese Männer fest und kernhaft. Sie glauben an eine persönliche Verantwortung vor Gott und sind deshalb gegen irdische Nöte und Sorgen abgehärteter, als Leute

ohne Gottesglauben zu sein pflegen. Wer von ihnen hört, der wünscht von ganzem Herzen, daß der Schatz an wahrem, persönlichem Glauben, der in unserem Volke ist, nicht untergehen möge. Jetzt geht es unserem Volke besser als jemals in der Vergangenheit, aber wer weiß, wann und wie die Prüfungen auch an uns herantreten werden. Was unsere Väter in den unsagbaren Nöten der langen Kriege früherer Jahrhunderte aufrecht hielt, war derselbe Glaube, den heute die Buren haben.

Man hört oft, daß die Gegner des Glaubens daraus einen Vorwurf machen, daß zwei feindliche Heere vor der Schlacht beide zu demselben Gotte beten, beide ihn anrufend, ihre Waffen zu segnen. Das sei, so hört man, Gotteslästerung. Die Darstellung der Sache ist völlig falsch. Natürlich ist der ewige Gott kein Parteigänger und läßt sich nicht durch das laute Rufen einzelner Menschen in der Weltleitung stören. Aber beide Teile wissen, daß Gott die Menschen in eine Welt des Kampfes hineingesetzt hat, und daß es der Naturordnung Gottes entspricht, den Kampf ums Dasein redlich zu kämpfen. Daß dieser Kampf Niederlagen bringen kann, ist keinem unbekannt, beide aber wenden sich im Gebet zu Gott, daß er ihnen helfe, ihre schwere, blutige Pflicht zu thun. Wenn unser Volk um sein Leben kämpfen muß, dann werden manche von denen, die heute die Anrufung Gottes verspotten, auch wieder beten lernen. Betende Krieger werden vor unnötiger Grausamkeit sicher sein, im Erfolge Zucht und Maß bewahren, im Mißerfolge nicht vorzeitig verzweifeln. Sie sehen den Krieg als eine Schickung an, die über sie kommt, als eine Not, der man gehorchen muß. Das aber ist dieser schweren Sache gegenüber die beste und wahrste innere Stimmung. Es wird manchen alten Krieger vom Jahre 1870 tief bewegen, wenn er jetzt Kriegsberichte liest, und er wird mancher Augenblicke gedenken, in denen er selber seine Augen aufhob zu dem Vater des Lebens und des Todes. Er ging ins dunkle Schicksal hinein, indem er bei sich selber sprach: „Was mein Gott will, das gescheh' allzeit; sein Will', der ist der beste!“ Er gab sich in die größte Hand, die es giebt: „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn; darum wir leben oder wir sterben, so sind wir des Herrn.“

Versöhnung.

So bitten wir nun an Christi Statt:
lasset euch versöhnen mit Gott!
2. Brief an die Korinther 5, 20.

Laß dich versöhnen mit Gott! Vielleicht fühlst du gar nicht, daß du unversöhnt bist, der du überhaupt nicht an die Möglichkeit eines Zerwürfnisses mit Gott glaubst. Wer ist Gott? Er ist die große Macht, die im Weltall von Ewigkeit zu Ewigkeit wirkt, das Leben, von dem unser Dasein nur ein kleiner Hauch ist. Wir kommen und gehen, was macht es ihm, der ein Herr von Milliarden lebendiger Wesen ist? Hat er ein besonderes Auge für dich? Grämt und kümmert es ihn, wenn du einmal einen falschen Tritt thust? Er ist es ja so gewöhnt, große Sünde in großer Masse zu sehen und zu übersehen, daß es ihm nichts besonderes ist, dich fallen zu hören. Wenn du fällst, steigen andere. Wie solltest du glauben, daß er deiner Seele bedürfe? Ist es überhaupt so sicher, daß er Durst nach gehorsamen Menschenseelen hat? Du achtest ihn, den Gewaltigen, aber du fühlst keine Verpflichtung, ihm näher zu treten, und wenn du ihm fern bist, so trägst du das, wie du hundert Dinge trägst, die du nicht ändern kannst. Was soll, so sagst du, da das Wort Versöhnung?

Aber frage dich doch einmal selbst, ob es dir um deinetwillen nicht besser wäre, dennoch ein näheres Verhältnis zu Gott zu haben? Gott kann ohne dich leben, denn er ist in sich selber das Leben, du aber, der du ein kurzes, geborgtes Dasein trägst, verlierst an Lebenskraft, wenn der Saft des ewigen Urquells nur spärlich durch deinen Geist fließt. Da du ein Wesen mit Geist und Seele bist, kann es doch nicht gleichgiltig sein, ob deine Seele Anschluß an die Zentralseele hat. So wenig dein Körper es verträgt, dauernd ohne Sonne zu existieren, so verkümmert dein Geist, wenn er den Strahl vom Lichte Gottes nicht empfängt. Es fehlt dir die innere Wachstumsfreudigkeit, der weltüberwindende Glaube, wenn zwischen dir und ihm eine undurchbrechliche Wolkenschicht gelagert ist. Auf, zerreiße die Wolke, damit er dich anstrahlen kann!

Du sollst die Wolke zerreißen, indem du sagst: ich will Gott suchen! Er wird nur von denen entdeckt, die diesen Willen haben. Es ist nicht nötig, daß du dich damit in die geistige Knechtschaft irgend eines Menschen begiebst, nein, du kannst und sollst deine volle Freiheit wahren und frei und nur für dich die Frage bewegen, ob du im Weltall nicht doch einen Vater finden kannst, mit dem dir zu reden möglich ist. Jesus hatte diesen Vater und behielt ihn bis zum Tod am Kreuz, und gerade hierin liegt die unauslöschliche Größe und Harmonie seines Wesens. Er wußte sich in jedem Augenblick als das Werkzeug der erhabenen Macht, die alles leitet. Mit seinem ganzen Denken diente er dieser Gottesmacht, deren Führung und Fügung er auf jedem Schritt seines steinigen Lebensweges um sich waltend fühlte. Er lebte in keiner ungeordneten Welt, da seine Welt eine Gotteswelt war. Selbst das tiefste Elend verklärte sich ihm durch die Bitte: Dein Wille geschehe! Ach, wenn wir ein Innenleben haben könnten wie Jesus!

Ist aber nicht ein großer Unterschied zwischen uns und Jesus? Er war von vorn herein ein Gotteskind und brauchte nur zu bleiben, was er war, wir aber sind Weltkinder, die viele Tage ihres Lebens ohne Gott gegangen sind, er war unschuldig und blieb es, wir aber haben allerlei kleine und große Schuld, die uns verbietet, mit hellen, einfachen Kinderaugen zu Gott aufzublicken. Dieser Unterschied ist vorhanden und stört unseren Entschluß, zu Gott zu kommen. Aber gerade um dieses Unterschiedes willen wird uns die selige Lehre von der Vergebung verkündigt. Trotz unserer Sünden will Gott uns annehmen. In vielfältigsten Tönen ermahnen und bitten uns die Propheten Gottes, deren Seelenerfahrung die größte war, daß wir uns nicht durch unsere Sünden sollen abhalten lassen, Gotteskinder werden zu wollen. Er hat eine allgemeine, ausnahmslose Vergebung ankündigen lassen für alle, die nach ihr ein Bedürfnis haben. Jetzt bei Beginn der Passionszeit tritt diese Verkündigung mit neuer Lebendigkeit an uns heran. Wir begleiten Jesus auf seinem Opferwege, das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt. Sein Leiden ist das Zeichen des Friedens. Lasset euch durch ihn versöhnen mit Gott!

Was er thun würde?

Des Menschen Sohn ist gekommen, daß er diene
und gebe sein Leben zu einer Erlösung für Viele.
Evangelium des Matthäus 20, 28.

Was er heute thun würde? Denke dir, er würde jetzt wieder lebendig! Irgendwo im Hause eines Zimmermanns oder eines Metalldrehers stände der Heilige auf, den die Erde nur einmal gesehen hat! Es wird nicht geschehen, ganz sicher nicht, aber wir wollen es uns denken. Der Heilige hat eine Mutter, deren Heiligenschein die unendliche Huld und Güte, deren Himmelskrone die durchsichtigste Wahrhaftigkeit ist. Diese Mutter versteht es, ihn trotz Schulzwang und Lebensenge wie ein Kleinod zu bewahren. Er hat in sich die Welt der göttlichen Gedanken, viele Jahre arbeitet er still und denkt und sinnt und sucht nach Gerechtigkeit, Brudergeist, Glaube. Sein Denken ist nicht durch die Rücksichten auf bestimmte Pflichten getrübt, frei wie der Vogel in der Luft schwebt er im Äther der sittlichen Ziele und über alles liebt er den Vater, von dem, in dem, zu dem alle Dinge sind. Sich will er hingeben für die Menschheit, er will das Lamm sein, das ihre Sünde trägt, gern will er zusammenbrechen, wenn nur geholfen wird.

So kommt er eines Tages zum Vorsitzenden des Konsistoriums und sagt: „Verehrter Herr, ich will nichts für mich, ich will nur dienen, indem ich sage, was ich glaube!“ Er wird freundlich empfangen als Bruder aus dem Volk. Für ein Pfarramt sei er ja nicht brauchbar, denn dazu fehle es ihm an wissenschaftlicher Bildung, aber vielleicht könne er in eine Anstalt der inneren Mission gehen, um sich als Stadtmissionar ausbilden zu lassen, das habe zugleich den Vorteil, daß er eine bestimmte Direktion bekomme für seine noch etwas unklaren, aber guten Gedanken. Er geht zur inneren Mission und wird wieder freundlich aufgenommen. Eine Weile sitzt er mit den Brüdern auf den Schulbänken, Lehrer und Genossen lieben ihn, aber sie wissen nichts mit ihm anzufangen. Eines Tages wird ihm gesagt, er solle doch lieber ins bürgerliche Leben zurückgehen, denn wenn jemand aus jeder Kleinigkeit eine Gewissensfrage

mache und über alles seine eigenen Gedanken habe, könne er schwer von einer Organisation verwendet werden, die bestimmten Anforderungen von Vereinsvorständen zu genügen habe, er sei ja ein höchst vorzüglicher Mensch, aber auf Disziplin könne man doch nicht verzichten.

Er steht am Schraubstock und seine Mitarbeiter nennen ihn den Heiligen. Er läßt gutmütigen und bösen Spott mit rührender Geduld an sich ablaufen, thut seine Pflicht und vereinsamt dabei. Der Geist, der ihn umgiebt, ist nicht schlechter und nicht besser, als sonst die Welt ist, aber es ist eben der Alltagsgeist, in den er nicht hineinpaßt. Er sieht alles so ernst und tief an, sein Auge sucht Seelen, wo wenig eigentliche Seele zu Tage tritt, man kann mit ihm nicht lachen, wie mit jedem anderen. Was soll er hier, er geht. Er will und muß mehr thun, als Schrauben und Bohrlöcher machen, die ganze Menschheit liegt auf seiner Seele. Um sie zu erlösen, muß er aus jeder Art von gewöhnlicher Berufsarbeit hinaus. Soll er zu den Politikern gehen, mit ihnen agitieren, kämpfen, organisieren? Das kann er nicht! Er muß und will für alle sein, nicht bloß für eine Partei oder Klasse, auch ist ihm das einzelne Gesetz, um das gerade gefochten wird, zu klein und zu gering. Was kümmern ihn Flotte und Zölle, da er Menschenseelen, nur Seelen heiligen will. Er kann kein Programm unterschreiben, er muß für sich allein sein, wenn er seinem Vater völlig dienen will.

So geht er hin und wird Prediger des neuen Evangeliums der Bruderliebe auf eigene Hand. Seine bescheidenen Bedürfnisse werden durch die Liebe treuer Seelen befriedigt, die sich an seinem göttlichen Glauben erquicken. Ein kleiner Kreis von Jüngern denkt sein Denken mit ihm. So lange es wenige sind, läßt man sie gewähren, da es aber zeitweilig viele werden, sperrt man ihm die Räume. Er beunruhigt die Gesellschaft, denn er sagt, daß die Welt voll Ungerechtigkeit ist. Er stößt die Reichen, die Mächtigen, die Kirchen. Wo soll es hin, wenn er viele Propheten macht? Es ist besser, er wird einmal wegen Beleidigung oder groben Unfugs verklagt. Auch der jetzige Jesus würde seine Passion erleben. Denket an ihn, jetzt in der heiligen Passionszeit!

Der Todesgang.

Elias ist schon gekommen und sie haben ihn nicht erkannt, sondern haben an ihm gethan, was sie wollten. Also wird auch des Menschen Sohn leiden müssen von ihnen.
Evangelium des Matthäus 17, 12.

Jesus stieg mit Petrus, Jakobus und Johannes vom Berge der Verklärung hinab und redete zu ihnen zum zweiten Male von seinen Leiden. Seit einiger Zeit beschäftigte er sich selbst mit der Notwendigkeit, von den Händen der Pharisäer und Schriftgelehrten sterben zu müssen. Die Zeit der ersten messianischen Glückshoffnung war vorbei, die Massen der Galiläer arbeiteten auf dem Feld, fischten im Kahn, lagen auf den Steinplatten von Nazaret, träumten den Lebenstraum der Orientalen, ließen sich aber nicht dauernd für das neue Reich Gottes festhalten. Sie fühlten zwar Jesu innere Macht und Größe, daß er gewaltig war und nicht wie die Schriftgelehrten, aber dieses fühlen und selber mit ihm gehen, war zweierlei. Der Jüngerkreis blieb eng, und auch Geheilte vergaßen ihre im ersten Gesundheitsglück gelobte unverbrüchliche Treue. Da zeigten sich in Jesus gewisse Zeichen davon, daß er „Gehorsam lernte“, wie der Hebräerbrief sagt. Er beginnt über harten Boden, böse Art, schlechte Aufnahme zu reden und fragt gelegentlich die Seinen: wollt ihr auch weggehen? Die Worte vom Kreuztragen, Selbstverleugnen, Erhalten der eigenen Seele mehren sich, die Pflicht der Nachfolge wird täglich eine schwerere Bürde, es geht hinein ins dunkle Ende, es will Abend werden. Aus solchem Hintergrund heraus versteht man die Verklärung. Dem Leidenswilligen sagt der himmlische Vater: Du bist mein lieber Sohn! Auf dem Berge wird der Entschluß, leiden zu wollen, endgiltig und fest. Moses und Elias bestätigen, daß die Wege der Söhne Gottes schwer sind. Jesus geht herab, indem er bereits über den Tod hinausdenkt: Ihr sollt dies Gesicht Nie-

mand sagen, bis des Menschen Sohn von den Toten auferstanden ist! Erst der Tod, dann erst wieder das Leben!

In dieser Lage fragen ihn die Jünger, wie es sich mit dem Volksglauben verhalte, daß vor dem Messias der Elias kommen müsse. Die Schriftgelehrten hatten damit beweisen wollen, Jesus könne nicht der Messias sein, denn Elias sei ja noch nicht wieder dagewesen. Nun wollen die Geängsteten sich vor der Leidensverkündigung hinter diesen selben Glaubenssatz retten. Aber Jesus ist seiner Sache gewiß, Elias war schon da. Unerkannt war er da, und sie thaten mit ihm, was sie wollten. Der Täufer Johannes, der Sohn des Zacharias aus Hebron, das war der Elias. Er hatte unter den Händen des Herodes sein Leben lassen müssen, ein Vorläufer des Meisters.

Der Einfluß des Johannes auf Jesus geht bis zu dessen Tode. Am Johannes erkennt er in voller Klarheit, daß der Prophet, der die Wahrheit sagt, sterben muß. Johannes hätte leben können, wenn er schweigen wollte, aber that er nicht viel größeres, indem er redete und starb? Gott wollte es, daß Johannes diesen Weg ging, Gott läßt seine Knechte mit Absicht in die Hände der Menschen geraten, damit ihr Tod eine größere Predigt sei, als ihr Leben. Im willigen Leiden für die Wahrheit tritt die Seelenkraft der Geheiligten am freiesten zu Tage. Leiden ist das Thor zur Auferstehung und zur Ewigkeit. Kommt, ihr Jünger, wir gehen hinauf nach Jerusalem! Dort muß des Menschen Sohn überantwortet werden in der Sünder Hände. Er wird viel leiden, mehr noch als Johannes, dessen Haupt die Tochter der Herodias auf einer Schüssel trug, vor allem Volke am Kreuze erhöhet, wie die Schlange, die Moses in der Wüste aufgestellt hat. Was es an Marter giebt, das wird der Sohn Gottes ertragen, dann aber, hinter dem Kreuz und dem Tod, wird er auferstehen am dritten Tage. Sein Tod ist nur ein Durchgang zur Verklärung und dabei eine Erlösung für Viele, ein Opfer, größer als die Opfer in der Hütte des alten Bundes. Der Gott, der den Täufer Johannes stärkte im Kerker von Machairus, wird auch ihn nicht schwach werden lassen, ihn, von dem er sprach: Das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.

Wer hat ihn gekreuzigt?

Wären wir zu unserer Väter Zeiten gewesen, so wollten wir nicht teilhaftig sein mit ihnen an der Propheten Blut. Evangelium des Matthäus 23, 30.

Hätten wir damals gelebt, als der fromme Johannes Huß in Kostnitz als Ketzer verbrannt wurde, wir würden natürlich gegen das blutige Unrecht protestiert haben, das diesen Gerechten traf! Hätten wir gelebt, als man viele Tausende von armen Weibern als Hexen verbrannte, wir würden gegen diesen wahnsinnig grausamen Unfug unser Leben eingesetzt haben! Wir würden es nicht geduldet haben, daß man die Taufgesinnten in Säcke nähte und ins Wasser warf! Wir hätten keine Christenverfolgungen, keine Negersklaverei, keine Vernichtung der Indianer, keine Kreuzigung des Petrus, keine Steinigung des Stephanus und keinen gewaltsamen entsetzlichen Tod Jesu geduldet, wir die humanen, gebildeten Kinder eines zivilisierten Jahrhunderts! Mit schönem sicheren Selbstgefühl gehen wir durch die Greuel der verflossenen Zeiten und danken Gott, daß wir nicht sind wie Hannas, Kaiphas, Pilatus, Nero und andere Bösewichter. Wir haben noch nie geschrieen: Kreuzige ihn! Noch nie haben wir gesagt: es ist besser, ein Mensch sterbe, denn daß das ganze Volk verderbe. Wie oft schon saßen wir in der Kirche und entrüsteten uns über die Sünde der Mörder Jesu! Wenn beim Weltgericht die vergangenen Völker zittern wegen der Mißhandlung der Schuldlosen, dann flechten wir den himmlischen Lorbeer um unser Haupt und Engel singen Friede denen, die keine Scheiterhaufen türmten und keinen Daniel in die Löwengrube warfen. Wohl uns, den besten Söhnen Gottes!

Aber wie sah denn wohl das Bewußtsein aller derer aus, über die wir uns so hoch erheben? Es sah wie unser eigenes aus. So wunderbar es uns vorkommen mag, auch die Hannas, Kaiphas, die Hexenrichter und Glaubensreiniger hielten sich selbst für Knechte Gottes. Ihnen wäre es schrecklich gewesen, wenn

man sie mit den Prophetenmördern noch früherer Zeiten hätte auf eine Stufe stellen wollen. Sie konnten nach ihrer Meinung ruhig sterben und von Engeln ins Paradies getragen werden, denn sie hatten Gott gedient, Gerechtigkeit geübt und die frommen Gemüter ohne Zittern und Wanken vor den Verführern beschützt. Das, was ihnen die Nachwelt als Barbarei und Sünde anrechnet, war für sie selbst eine Pflichterfüllung, die vielleicht nicht ohne Leidenschaft geschah, aber doch auch ohne bewußte Bosheit. Wer von uns ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie! Wer niemandem eine harte Ungerechtigkeit gegönnt hat, keinen Justizirrtum gefühllos vorübergehen ließ, keine Tyrannei der Gesinnungen an seinem Teil verschuldete, wer sicher ist, daß ihn keine Nachwelt als blind und böse in Verkennung der Wahrheit strafen wird, der allein mache sich zum Richter der Mörder der Propheten! Aber gerade der wird nicht unmenschlich über Menschliches richten wollen.

Es waren keine besonderen Übelthäter und Bösewichter, die Jesum zum Tode verurteilten, sondern Menschen wie es sie zu allen Zeiten gegeben hat. Gerade deshalb ist sein Tod nichts zufälliges, sondern er trug die Sünde der Welt, die sich immer gleich bleibende Sünde menschlicher Stumpfheit, Engherzigkeit und Selbstsucht. Die Menschheit hat an ihm gethan, was sie ihrer sündigen Natur nach thun mußte. Wir haben kein Recht, uns der Mitschuld selbstgerecht zu entziehen. Wir alle sind Zugehörige der Masse, die langsam nur einige Wahrheiten sieht und Propheten mit helleren Augen erdrückt. Gott sei es geklagt, daß es so ist! Aber es ist so. Die alten Passionslieder haben recht, wenn sie fragen: „Wer hat dich so geschlagen, mein Heil, und dich mit Plagen so schändlich zugericht?" und dann antworten: „Ich, ich und meine Sünden, die sich wie Körnlein finden des Sandes an dem Meer, die haben dir erreget das Elend, das dich schläget und das betrübte Marterheer." Unsere Mitschuld ist keine juristische, denn wir waren damals nicht dabei, aber unser Herz und Gewissen spricht doch zu uns: auch in dir ist etwas von Hannas! Du hast keine Gelegenheit, es zu zeigen, aber du wirst es nicht leugnen können: auch du bist nicht sicher, wenn du auf dem Hochpflaster gefragt würdest, ob man Barrabas freigeben solle oder Jesus.

Gethsemane.

Mein Vater, ist es nicht möglich, daß dieser Kelch von mir gehe, ich trinke ihn denn, so geschehe dein Wille.

Evangelium des Matthäus 26, 42.

Es wurde Nacht am Abhang des Ölberges, die Sonne ging über Jerusalem unter, und Jesus wandelte nach dem Abendmahle mit den Jüngern unter dem düsteren Grau der alten wunderbar verschlungenen und zerrissenen Bäume. Wo ist sein Leben hin? Wo sind die Schaaren, die ihm glaubten, die Menschen, die er heilte? Für was hat er gestritten und gelitten, wenn es jetzt keinen anderen Ausweg giebt als den Tod? Judas war gegangen, ihn zu verraten, und Petrus übertönte seine innere Unsicherheit mit einem lauten Bekenntnis. Diese Männer waren die Ernte seines Daseins! Und nun also kam der letzte schwere Gang, der Gang zur Schlachtbank. Es war ihm nichts Neues, an den Tod zu denken. Vom Berg der Verklärung an bis nach Jerusalem hatte er nichts anderes gedacht, als daß er sterben müßte, weil Gott es wolle. Nun aber, wo er fühlte, daß drüben unter den hohen Mauern des Tempelplatzes bereits die Waffenknechte standen, die ihn fangen sollten, da ergriff das Grauen des Lebens vor dem Tode sein ganzes Inneres: Meine Seele ist betrübt bis an den Tod! Er fing an zu seufzen und zu stöhnen. Natur werde still, Vögel schweigt, Bäume laßt das Rauschen und Lispeln sein, Jesus, der Helfer, seufzt vor dem Tode! Ihm zu helfen waren die Jünger so wenig gewöhnt, daß sie still und müde wurden wie die Natur. Sie konnten nicht mehr wachen, denn sie waren wie Kinder, die in den Schlaf hineinsinken, wenn sie traurig sind. Traurigkeit, Hoffnungslosigkeit macht überhaupt entsetzlich schlaff. Sie sahen den Messias hoffnungslos. Was konnte sie tiefer niederdrücken, bleierner beschweren? Von ihnen war kein Trost zu holen: bleibet

hier und wachet! Wachen sollen sie, damit Jesus nicht ganz verlassen in die stille Dämmerung hineinstöhnen muß. Aber der Geist war willig, das Fleisch war schwach, sie sanken in die traurige Bewußtlosigkeit hinein, aus der sie dann erst geweckt wurden, als die Männer mit den Fackeln, Spießen und Stangen kamen.

Jesus aber ging hin, fiel nieder auf sein Angesicht, betete und sprach: Mein Vater, ist es möglich, so gehe dieser Kelch von mir: doch nicht wie ich will, sondern wie du willst! Dreimal redete er dieselbigen Worte. Es ist alles Kämpfen und Denken auf diesen einfachsten Satz gekommen: Dein Wille geschehe! Sein persönliches Ich versenkt sich zitternd und angstvoll in Gottes weites Wissen und Wollen. Wenn der Vater es so haben will, dann will er alles tragen, alles. Schmerz, Schmach, Unrecht, Tod überwindet er alles um dessen willen, den er geliebt hat und von dem er geliebt wird, und geht in die offenen Spitzen der Speere hinein, wenn der Vater es verlangt. Sein Gottvertrauen ist nicht nur jenes Vertrauen, daß Kreuz und Elend seine Zeit hat und daß nach Sturm und Brandung wieder glatte Fahrt auf sonniger Fläche kommen wird, nein, es ist mehr. Es ist der Glaube daran, daß der gütige Vater aus guten Absichten den bösesten Tod verlangen kann. Stumpf, leidenschaftslos in den Tod gehen, ist keine übermenschliche Leistung. So ging Agag, der Amalekiterkönig, in das Sterben, als Samuel ihn tötete. Aber als Kind zu Gott sprechen: Vater, wenn du willst, dann will ich mich kreuzigen lassen und doch an dich glauben, — das ist der Glaube des eingeborenen Sohnes, dem wir alle nicht gleichen. Auf solche Weise wurde sein Tod ein Opfer, eine That freier Hingabe und Unterordnung, ein Entsagen um Gottes willen. Dieser Opfertod grub sich in die Seele der Menschheit ein. Wo ist ein Tod wie dieser? Sterben müssen wir Alle, sterben wollen auch Viele, aber am Kreuz sterben, weil Gott es verlangte, das wollte der Heiland.

Laßt uns in diesen stillen Tagen der Seele Jesu gedenken. Er trug unendliche Last, der Unschuldige für den Schuldigen. Laßt uns ihm danken, dem Gekreuzigten, dem Geopferten! Er trug auch unser Leid, denn er trug das Leid der sündigen Menschheit!

Osterwind.

Was suchet ihr den Lebendigen unter den Toten?

Evangelium des Lucas 24, 5.

Als der April zu den Alpen kam, fand er die Welt der Berge als eine erstorbene, eisige Masse von Schneefeldern, Gletschern, kalt verglasten Wänden. Was konnte er in diesem Tode schaffen wollen? Mit kleinen leichten Mittelchen ist hier nichts gethan. Darum rief er übers Mittelmeer hinüber zum Winde der Wüste Sahara und sprach zu ihm: Du Sohn der ewigen Glut, hilf unserer nordischen Kälte! Und nun machte sich der Glutwind auf den Weg, die Gebirge troffen von schmelzender Fülle, der Föhn blies von Gipfel zu Gipfel und gab der kalten Welt ein neues Gesicht. Nicht aller Schnee verschwand, aber weite hohe Thäler, fruchtbare Matten wurden freigeblasen. Ach stürme noch weiter, du Hauch aus dem Lande der Sonne, stürme, blase, schmilz, brich, hilf, belebe!

Ins kalte Geistesland der altgermanischen Völker kam vor tausend Jahren ein April mit einem Wind vom heißen Lande. Von der Grenze der arabischen Wüste, vom Jordan und Ölberg, stürmte heiße Südluft in den Norden hinein: der Mensch, der Gott ist, wurde verkündigt. Es hieß unter den deutschen Linden und Eichen: Christ ist erstanden! Der Frost der alten grau-gewaltigen, winterharten Volksüberlieferungen konnte sich nicht halten. Die Religion des rauhen Wald- und Wandervolkes sank, Odin und sein Wolkenheer zerrann vor der neuen Sonne: Jesus lebt! Neue Empfindungen, Lebensgedanken wurden frei, und zwischen altgermanischen Trotz und Frost lagerten sich Thäler voll weicher südlicherer Himmelshoffnung und Liebe.

Das war das Ostern unseres Volkes, die Auferstehung des Lebendigen in unserer Mitte. Jene erste Auferstehung, irgendwo vor den Mauern von Jerusalem, wurde unser Eigen-

tum, als unsere Vorväter an Stelle ihres alten Frühlingsfestes das christliche Ostern setzten. Von da an braust jedes Jahr einmal durch unsern Tod der Glutwind: Jesus lebt! Wir sind uns unserer Sterblichkeit und Vergänglichkeit seufzend bewußt, eine Gesellschaft von Todeskandidaten, in der der einzige Unterschied ist, daß man den einen den Tod bereits auf dem Gesicht ansieht, den anderen noch nicht. In diese Gesellschaft schlägt die Osterpredigt hinein: ein Mensch, der irdisch war, lebt! Es giebt eine Auferstehung. Diese Verkündigung überwindet nicht überall und bei allen die Todesfurcht und das Grauen vor der ewigen Kälte, aber es werden durch sie Geister frei, so daß sie über den Tod hinaus hoffen lernen. Diese in Osterhoffnung frei gewordenen Geister sind grünende, blühende Thäler, denn niemand, der an den lebendigen Auferstandenen glaubt, wird ganz in Selbstsucht, Mammonsgeist und Eitelkeit verkommen können. Man kann nicht Ostern glauben, ohne selbst etwas aus Nacht zum Licht zu kommen. Jesus lebt, das ist: die leibhaftige Liebe, Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit ist nicht im Tode geblieben. Es giebt einen Gott, der die Steine zerbricht, unter denen man die guten Geister begräbt. Nicht die Hohenpriester, nicht Pilatus siegen, sondern der Gemarterte und der Gekreuzigte behält die Oberhand. Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg? Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herren Jesus Christ!

O kommt, die Glocken rufen! Sie sagen, daß wir hoffen sollen. Wir sind nicht nur Erde zur Erde, Asche zur Asche, denn wir glauben an einen erstgeborenen Bruder, der auferstanden ist von den Toten. Wie die Auferstehung beschaffen war, was der verklärte Leib war und ist, können wir nicht genau sagen. Unser Sagen reicht soweit als diese Welt, in der wir leben. Aber daß er auferstanden ist, das halten wir fest, und deshalb sehen wir auch an unseren Gräbern Engel sitzen, die zu den Trauernden sprechen: Was suchet ihr die Lebendigen unter den Toten? Wer der Menschheit diesen Glauben nimmt, der macht sie arm, er stößt sie in den Winter des hoffnungslosen Todes zurück. Nicht brechen soll man Hoffnung, sondern stärken. Gott segne uns Ostern!

Das Selbstbewußtsein Jesu.

Himmel und Erde werden vergehen,
aber meine Worte vergehen nicht.
Evangelium des Lukas 21, 33.

Der Himmel wird vergehen. Dies Wort Jesu gehört zu den grundstürzenden Freiheiten, die sich der ungebändigte Geist des Nazareners gestattete. Der Himmel wird vergehen, der Sitz der Seraphim und Cherubim, der Patriarchen und erlösten Propheten. Die ganze Welt, wie man sie sich damals dachte, wird untergehen. Die Erde, die unbewegliche, unermeßliche, vom Ozean umströmte Fläche, der Himmel, der in sieben Stufen auf dieser Erdfläche sich auftürmte, die Hölle unterhalb der Erdfläche, alles das wird untergehen. Wir haben noch dieselben Worte „Himmel und Erde", aber was wir uns bei diesen Worten denken, ist etwas ganz anderes geworden. Wir kennen den unendlichen Weltraum, das ist für unsere Sprache der Himmel. Wir kennen einen Planeten, der um die schwebende Sonne schwebt, das ist unsere Erde. So anders ist die Welt geworden, und trotz dieser Veränderungen, die anders kamen, als Jesus sie dachte, blieb die Weissagung wahr: meine Worte vergehen nicht! Sie haben die Änderung des gesamten Weltbildes überdauert und überwinden mit sichtlicher Leichtigkeit die Umwandlungen unseres Denkens über Geist und Natur. Kein kundiger Beobachter zweifelt, daß die Worte Jesu in hundert Jahren noch immer Lebensworte der abendländischen Menschheit sein werden.

Diese Lebensfähigkeit seiner Worte ist an sich merkwürdig, und merkwürdig ist auch die unbedingte Sicherheit, mit der er von ihrer Dauer überzeugt ist. Von dieser letzteren wollen wir etwas reden. Er ist voll überzeugt vom allgemeinen Wechsel aller Dinge. Niemand war in seinem Wesen so wenig konservativ als Jesus. Alles sieht er vergehen: den Moses, den Tempel, die heilige Stadt, die Gerechtigkeit der Pharisäer, die Andachtsweise der Samariter, den Himmel, die Erde. Er hätte mit dem alten griechischen Philosophen Herakleit sprechen können:

alles fließt! Alles fließt, rinnt, schwimmt, verkleidet und entkleidet sich, alles hat seine Zeit! Auf diesem Hintergrunde hebt sich sein Spruch ab: meine Worte vergehen nicht! Das ist eine Selbstsicherheit, die alles, was menschliche Genialität an Sicherheit zu besitzen pflegt, hinter sich läßt. Entweder er war ein Träumer oder er war noch mehr als ein genialer Mensch!

Ein Träumer war er nicht. Die Geschichte hat es bewiesen, daß seine Worte geblieben sind. Sein Selbstbewußtsein hatte, was damals Niemand wissen, was die Seinen nur glauben konnten, die Zukunft für sich. Die Zukunft kam und hob seine Worte aus dem Schutt seiner Zeit heraus wie Perlen, die man aus den Erdhaufen von Troja gräbt. Der arme Zimmermannssohn, der am Kreuz getötet wurde, ward zum Heiland der sieghaftesten Völker der Erde. Über seine Worte wird in allen Sprachen gepredigt. Große Theologenschulen sitzen und grübeln über jede kleine Abweichung in der Überlieferung seiner Reden. Niemand kann an diesen Worten ganz vorübergehen. Das, was er von sich sagte, ist eingetroffen. Wie konnte er es wissen, daß er eine solche Zukunft haben würde?

Wer sich das überlegt, steht an der Pforte zum Geheimnis seines Wesens. Er hat thatsächlich Offenbarung in sich, göttliche Klarheit, wie sie aus bloßen Zeitumständen nicht zu erklären ist. Mag jede Genialität Offenbarung genannt werden, hier ist absolute Genialität, das heißt, einzigartige Füllung eines menschlichen Bewußtseins mit übermenschlicher Sicherheit. Das, was die alte Theologie in spröden, ungefügen Formen zu stammeln versucht, will auch von uns anerkannt werden: daß Jesus mehr ist, als wir alle. Wer von den Geistern der Erde kann mit ihm, dem Verachteten, so sicher über die Zukunft seiner Worte weissagen? Gerade die Weitblickenden werden zaghaft der Ewigkeit gegenüber und gestehen mit Sokrates, daß ihr Wissen darin bestehe, die Grenze ihres Wissens zu erkennen. Jesus ist aber frei und sicher und fährt mit vollen Segeln ins Weltmeer der ewigen Geschichte hinaus: ich bleibe! Er bleibt und wird bleiben, wenn alles das, was wir für groß, kühn und wahr halten, vergangen ist, wenn unser Himmel gesunken und unsere Erde wieder anders gebaut ist.

Abendstimmung.

Bleibe bei uns, denn es will Abend
werden und der Tag hat sich geneigt!
Evangelium des Lukas 24, 29.

Nach langer grauer Wartezeit gab es wieder Sonne und Sonnenuntergang. Die leuchtende Sonne war nach einem ersten lachenden Frühlingstag selbst müde von dem tausendfältigen Leben, das sie weckte, und ging hinter den flachen fernen Hügeln leise zur Ruhe, den Rand der Erde gleichsam suchend, um ihn als Decke ihrer letzten purpurnen Glut zu benutzen. Der einfache Kindervers „goldne Abendsonne, wie bist du so schön!“ genügte völlig, um alles das zu sagen, was die Seele empfand. Die großen Empfindungen und glücklichen Augenblicke sind stets ganz einfach. Lebe wohl, du goldene Sonne, lebe wohl! Einen Moment scheint sie zu schwanken, ob sie ins Jenseits hinter den Bergen eintauchen soll, dann aber ist sie entschlossen, und nun rückt sie fest und sicher abwärts, bis es nur noch ein letzter brennender Streif ist, den das Auge sieht. Es wird dunkel und Paul Gerhard, der Dichter, hat für diese Dämmerstunde gedichtet:

Nun ruhen alle Wälder,
Vieh, Menschen, Städt' und Felder,
Es schläft die ganze Welt;
Ihr aber, meine Sinnen,
Auf, auf, ihr sollt beginnen,
Was eurem Schöpfer wohlgefällt.

Was ist es aber, was nun dem Schöpfer wohlgefällt? Hingebung ist es, an den Abend, an den düsteren Glanz, der im Westen lagert, an den Wald mit seinem schwarzen Schweigen, an alles das unbestimmbare, düster quellende Nebeneinander von Dächern, Bäumen, Stacketen, Wegen, Hingebung, die schlicht und stark genug ist, um in dem allen eine Einheit zu fühlen, ein allgemeines Leben, das von Gott kommt, in

Gott ist und zu Gott führt. Es entsteht aus dem Abend heraus eine wohlthuende Andacht, eine innere Befriedigung durch das Eingehen ins allgemeine Leben, das eben nach Sonnenuntergang seine besonderen, brennenden Formen und Farben verliert. Der Genuß vieler solcher Abende würde den Menschen weich, lind und gut machen müssen, vielleicht allerdings auch unsicher und in Mystik verloren. Wer aber nur gelegentlich einmal sich dem Zauber des Abends ganz hingeben kann, der erlebt an einem solchen Abend etwas wie eine Reinigung von aller Unruhe, Jagd, Plage und Sünde des modernen Lebens. Er sammelt Erinnerungen an Abende, wo unter stillen Sternen im Dunkel hoher Pappeln am Teich ein Waldhorn blies, wo in demselben stillen Dunkel die Wogen der See glatt und voll schwarzer Streifen das Schiff umgaben, an Abende voll Liebe auf der Bank am Brunnen, voll Trauer im stillen Gezweig des schlafenden Kirchhofs auf dem Dorfe. Und alle diese Erinnerungen verfließen unter einander wieder zur Einheit, zur dämmernden Einigkeit eines Lebens, das durch Freud und Leid hindurch der Ewigkeit entgegenpilgert. Vom Abend aus, den wir erleben, denken wir weiter bis zu dem Abend, der uns einst umfangen wird. Dann wird das, was uns heute schwer oder bös, lustig oder kleinlich vorkommt, in einer letzten irdischen Dämmerung versinken, und dann werden wir beten: „Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneigt!“

Herr, bleibe bei uns! Aus der weichen Wehmut des Abends könnte das Grauen ewiger Nacht werden, wenn wir dich nicht hätten! Nur mit dir können wir sagen: Und ob ich schon wanderte im finsteren Thal, fürchte ich kein Unglück; dein Stecken und Stab trösten mich. Wenn die Klarheit und Sicherheit irdischer Begriffe schwindet, dann wollen wir eine Klarheit behalten, den klaren Ruf: mein Herr und mein Gott! Mit diesem Ruf wollen wir einmal unter die Grenze unseres irdischen Horizontes hinuntersinken, friedlich, still, so wie die Sonne uns verließ, ehe vorhin die Dämmerung kam. Um solchen letzten Abends willen lassen wir jetzt den Abend zu uns sprechen: Sei bereit!

Das Weltgericht.

Bei dir ist die Vergebung, daß man dich fürchte. Psalm 130, 4.

Gegen das Ende des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung schrieb ein uns unbekannter morgenländischer Christ eine Schrift über das von ihm erwartete nahe Weltende und legte das, was er zu sagen hatte, teils dem Propheten Esra, teils einem Engel in den Mund. Diese Schrift, die als „viertes Buch Esra" in der phantastischen Glaubens- und Weltuntergangslitteratur der ersten christlichen Jahrhunderte genannt wird, ist durch eine neue Übersetzung von Professor Gunkel unserem Verständnis näher gebracht worden, umsomehr, da jetzt erst die poetische Kraft und Schönheit ihrer Sprache hervortritt. Natürlich darf man derartige Schriften nicht als Quellen einer festen und fertigen Glaubenslehre benutzen. Was sie uns bieten, ist etwas ganz anderes. Sie lassen in das Seelenleben des Glaubens einer Zeit hineinsehen, die viel mehr als die unsrige die jenseitigen Dinge als wirkliche Sachen sah und erlebte. Wir haben Gedanken, Begriffe, Formen, jene Leute aber hatten unmittelbare Anschauungen, die aus ihnen herausquollen wie das Bild aus dem Künstler. Wenn man ihre Schriften liest, muß man vieles ungewohnte und altertümliche in Kauf nehmen, aber man fühlt doch in ihnen Religion von kräftiger Art. Oft erinnern sie an das, was wir bei Daniel und in der Offenbarung des Johannes in unserer Bibel besitzen.

Siehe, Tage kommen, so lesen wir, da wird die unsichtbare Stadt erscheinen und das verborgene Land sich zeigen, und jeder, der aus den Plagen gerettet ist, wird Wunder schauen, denn Christus wird sich offenbaren und wird den Übriggebliebenen Freude geben 400 Jahre lang. Nach diesen Jahren wird der Christus sterben und alle, die Menschenodem haben. Dann wird sich die Welt zum Schweigen der Urzeit

wandeln, sieben Tage lang wie im Uranfang, nach sieben Tagen aber wird die Welt, die jetzt noch nicht erwacht ist, erweckt, und die Vergänglichkeit selber vergeht. Die Erde giebt wieder, die darinnen schlafen, der Staub, die in ihm schweigend ruhn. Es erscheint der Höchste auf dem Richterthron:

Dann kommt das Ende,
aber das Erbarmen vergeht,
das Mitleid ist fern,
die Langmut verschwunden;
mein Gericht allein wird bleiben,
die Wahrheit bestehen,
der Glaube triumphieren,
der Lohn folgt nach,
die Vergeltung erscheint.
Die guten Thaten erwachen,
die bösen Thaten schlafen nicht mehr,
dann erscheint die Grube der Pein
und gegenüber der Ort der Erquickung.

Jener Tag ist so,

daß er Sonne nicht hat, nicht Mond, nicht Sterne,
nicht Wolken, nicht Donner, nicht Blitz;
nicht Wind, nicht Regen, nicht Nebel,
nicht Dunkel, nicht Abend, nicht Morgen,
nicht Sommer, nicht Frühling, nicht Hitze,
nicht Mittag, nicht Nacht, nicht Dämmerung,
nicht Glanz, nicht Helle, nicht Leuchten,

sondern ganz allein den Glanz der Herrlichkeit des Höchsten, wobei alle das schauen können, das ihnen bestimmt ist. Angesichts dieses Tages sagt der Seher:

Jetzt erkenne ich, daß die zukünftige Welt Wenigen
Erquickung bringen wird, Vielen aber Pein,

und deshalb betet er:

Herr, der du im Himmel wohnest,
dessen Augen hoch oben,
dessen Gemach in den Lüften,
vor dem der Engel Heer mit Zittern steht,
schau nicht auf deines Volkes Sünden,
sondern auf die, die dir wahrhaft gedient,
richte die nicht zu Grunde, die wie das Vieh dahingelebt,
sondern nimm dich derer an, die dein Gesetz lauter gelehrt,
zürne nicht denen, die schlimmer geachtet sind denn Tiere,
sondern beweise denen deine Liebe,
die allezeit deiner Herrlichkeit vertraut!

Vernunft.

Wo man nicht mit Vernunft handelt,
da geht es nicht wohl zu.
Sprüchworte 19, 2.

Vor Kurzem schloß sich die Gefängnisthür hinter einem Manne, der niemals ein Verbrecher geworden wäre, wenn er sich nicht für andere Leute geopfert hätte. Wenn er in den geregelten Bahnen des Kirchendienstes, dem er angehörte, glatt und matt vorwärts gegangen wäre, so würde er wohl nie in die Versuchung gekommen sein, falsche Geschäfte zu treiben. Sein Fall ist in gewissem Sinne eine Folge seines guten Willens, allerdings zugleich ein Beweis, wie wenig der bloße gute Wille genügt, um große Aufgaben durchzuführen. Wenn Goethe sagt, daß ein guter Mensch in seinem dunklen Drange sich des rechten Weges wohl bewußt sei, so hat Goethe hier wie immer Menschenleben tief und wahr beobachtet, nur bedarf das Goethe-Wort der Zufügung, daß zum Bauen von Häusern, Anlegen von Industrien und anderen Geschäften das Können, Wissen und ein solides einfaches Geschäftsgewissen gehören. Der gute Wille giebt die allgemeine Richtung, aber nicht die Methode und Technik. Christum lieb haben und ihm an den Brüdern dienen ist besser als vieles Wissen, erspart aber nicht, daß Wissen und Gewissen auch normal durchgebildet sein müssen. Es ist nicht der erste Fall in der christlichen Liebesthätigkeit, der zur Besinnung Anlaß giebt. Wir wollen den Geist der Liebe nicht dämpfen, aber wollen auch für die wärmste, ausgedehnteste Liebesthätigkeit den nüchternen Vernunftgebrauch fordern, der auch Gottesdienst ist. Sein eigenes Leben darf ein Mann der Liebesarbeit aufs Spiel setzen, auch Opfer und Gaben, die ihm frei und rückhaltlos gebracht werden, darf er verwenden. Ohne solche Freiheit würden wir viele herrliche Werke der Liebe nicht besitzen. Aber scharf getrennt muß diese Freiheit sein von aller unlautern Spekulation, denn nie heiligt der

Zweck, und sei er der beste, Betrug und Hintergehung, und nie hat schließlich der weltliche Richter nach dem frommen Wunsche zu urteilen, sondern nach der unfrommen That.

Den meisten Menschen braucht man nun die nüchterne Vernunft nicht erst lange zu preisen, denn sie haben ja überhaupt nichts anderes als sie. Ihnen muß man zureden, daß sie nur einmal, einmal ihre bloße rechnerische Klugheit ablegen und einen freien Windzug von Opferfreude, Hingebung, Gemeinsinn in ihre Seele wehen lassen. Für sie ist jeder Sündenfall eines zügellos gewordenen Idealisten ein Ruhekissen ihrer verständigen Kälte. Ihnen etwa noch mehr Vernunft einprägen zu wollen, würde sein, wie wenn man Schutt nach Babylon tragen wollte. Zu ihnen also soll das Wort nicht kommen, das uns heute auf der Lippe liegt. Heute sehen wir Träumer vor uns, die in Gottes Namen drauf losfahren, alle Segel wehen lassen, alle Ruder einsetzen und dabei in der Schifffahrt kaum Lehrlinge sind. Wird Gott Engel senden, damit sie diese Träumer auf ihren Händen tragen, damit sie ihren Fuß an keinen Stein stoßen? Wird er jeden, der sagt, er treibe Reichsgottesarbeit, auch vor jeder gefährlichen Stelle bewahren? Keineswegs. Gott ist ein Gott der Ordnung. Wo keine Ordnung ist, kann man nicht glauben, daß er walte. Er will große Leistungen, unter Umständen Umsturz und Kampf, aber nie will er jene oberflächliche Art, in der die nächsten Pflichten abgeschoben werden, weil sie den freien Schwung des hohen Geistes hemmen. Große Gedanken sollen wir von Gott erbitten, aber nicht gehaltlose, wolkenartige Pläne. Er ist in sich klar und erhaben und sagt zu seinen Knechten: lernet von meinem Wirken in Natur und Geschichte, seht, ich gehe schrittweis aber ewig vorwärts! Unendlich schwere Seufzer sind schon von solchen ausgestoßen worden, die sich dieser Regel entziehen wollten. Wir denken an die Erlebnisse Gustas Werners, die sich in seinem Tagebuch wiederspiegeln. Er wollte eine neue Welt im Glauben rufen und brach in dieser alten Welt geschäftlich zusammen, um mühsam die Werke seiner Liebe durch die Flut zu fristen. Seine Liebe war hinreißend, sein Weh herzbrechend, und die Lehre seines Lebens hätte schon bis jetzt mehr nützen können, wenn sie beachtet worden wäre.

Das Unsichtbare.

Was sichtbar ist, ist zeitlich, was aber unsichtbar ist, das ist ewig.
2. Brief an die Korinther 4, 18.

Alles Sichtbare wird morsch. Es ist fabelhaft, wie schnell der Zahn der Zeit an allem Menschenwerk arbeitet. Wo ist Babylon? Wo ist Athen? Hin ist hin! Die Herrlichkeit der Welt ist lungenkrank. Die Welt vergeht mit ihrer Lust, Kunst, Pracht. Es bleibt kein Stein auf dem anderen. Was uns als Altertum gezeigt wird, ist meist verstaubt, vermodert oder unecht. Wer auf das Sichtbare hofft, der hofft auf den Staub. Das reicht vielleicht bis zum Tode, aber dann, was dann?

Das Unsichtbare ist ewig! Was aber ist eigentlich das Unsichtbare? Ist es das große Nichts, die unausdenkliche Kälte des Weltraums? Ist es das „Ding an sich“, von dem Niemand etwas weiß, oder das „Absolute“, das keiner kennt? Ist es ein gedachter Gott oder ein lebendiger Gott? Was in der That ist das Weltgeheimnis, das ewige?

Ewig ist die Hoffnung. Wo Menschen leben, seufzen, arbeiten, da hoffen sie Besserung. Oft hoffen sie etwas ganz Falsches, aber die Notwendigkeit des Hoffens bleibt trotz aller Enttäuschungen und Wechsel der Ideale bestehen. Ohne Hoffnung kann der Mensch so wenig sein wie ohne Luft. Hört er auf zu hoffen, so stirbt er geistig und leiblich. Diese Notwendigkeit der Hoffnung aber ist der Untergrund des religiösen Glaubens, wie der Verfasser des Briefes an die Hebräer schreibt: „Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet.“ In der allgemeinen unbestimmten Menschheitshoffnung erhebt sich der besondere religiöse Jenseitigkeitsglaube wie ein Gebirge aus der Ebene, er gehört aber zu ihr als ihr bester Bestandteil.

Ewig ist der Hunger und Durst nach Gerechtigkeit. So lange wir von Menschen wissen, gab es unter ihnen Gerechtigkeitssucher. Nie freilich wurde auf Erden volle Gerechtigkeit verwirklicht gesehen, aber nie auch erlosch das Gewissen, das

die Ungerechtigkeiten straft. Was man sich unter Gerechtigkeit vorgestellt hat, ist wechselnd gewesen, der tiefe innere Drang aber nach Vollendung der sittlichen Beziehungen von Mensch zu Mensch war ewig.

Ewig ist der Drang nach Klarheit des Erkennens. So viele auch stumpf an der Frage nach Wahrheit vorübergehen, so hören doch nie Menschen auf, die bis in die Kerkerwinkel hinein Wahrheit und nichts als Wahrheit wollen. Jeder von ihnen kommt nur ein kleines Stückchen vorwärts und sagt in schweren Stunden mit Sokrates: „ich weiß, daß ich nichts weiß", aber sie alle zusammen machen ein Heer von Wahrheitskämpfern aus, das eine ewige Tradition hat, solange es Menschenleben giebt.

Ewig ist auch der Trieb zum Schönen. Aus allem Schutt wachsen Blumen, oft klein und mager, aber sie wachsen doch. Die Menschen können nicht aufhören, Weihe und Verklärung zu empfinden, Reinheit der Form, der Töne, der Gedanken. Was schön ist, ist wechselnd, aber die unsichtbare Schönheit, nach der alle Künstlerarbeit trachtet, ist ewig.

Es würde aber zu wenig gesagt sein, wenn wir nur die Hoffnungen und Wünsche und Ideale der Menschen für ewig erklären wollten. Sie würden nicht ewig sein, wenn sie nicht von einer ewigen geistigen Kraft getragen und erhalten würden. Es muß hinter den Einzelidealen ein wirksames, lebendiges Gesamtideal gedacht werden: Gott! Er ist mehr als eine Anzahl von Ideen, aber wir Menschen können ihn uns nicht anders vor Augen stellen, als daß wir Ideen und Eigenschaften nebeneinanderstellen. Er ist die lebendige Hoffnung, Gerechtigkeit, Wahrheit, Schönheit, des unsichtbaren Wirkens unausschöpflicher Quell. An seinen Namen knüpft sich alles, was wir bleibendes und erhebendes denken können. Nimm ihn aus der Welt hinweg, so hast du nichts als Vergänglichkeit, erkenne ihn aber an, so gewinnst du damit dich und deine Welt der Ewigkeit. Das ist, so sagt Johannes, das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen. Fasse Ewigkeit in deine Seele, so wird sie ewigkeitskräftig! Du mußt starke Unsichtbarkeit in dich hineintrinken, um den Verfall der Sichtbarkeit überdauern zu können.

Der neue Mensch.

Ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit!

Brief an die Epheser 4, 24.

Neue Menschen! Wenn wir neue Menschen hätten, könnten wir eine neue Gesellschaft haben, die Gesellschaft, die Niemand beschreiben kann, weil Niemand sie kennt. In jeder Menschenseele lebt etwas Sehnsucht nach diesem ungekannten herrlichen Zustand, aber freilich die Bausteine sind nicht vorhanden, mit denen der Zukunftsbau aufgeführt werden soll. Sind sie aber nicht vorhanden, dann schafft sie herbei! Geht an alle Ecken, wo Menschen wohnen, ruft es ihnen allen in die Ohren, sagt es ihnen täglich, stündlich, predigt es ihnen, bis sie gar nicht mehr anders können: werdet neue Menschen!

Ehe ihr aber geht und ruft, sollt ihr erst selbst neue Menschen werden. Du sollst ein neuer Mensch werden, du sollst! Wenn man nur wüßte, wie man es machen sollte! Sicher ist, daß die einfache Entschließung „ich will" nicht ausreicht. Dieses „ich will" ist tausendmal geseufzt, gebetet, beschworen worden. Wenn der Gefangene aus dem Gefängnis herauskommt, wenn der Mensch, den eigene Schuld krank machte, gesund wird, wenn für den Leichtsinnigen die Gefahr einer Entdeckung vorüber ist, wenn irgend ein Ereignis die Seele tief erschüttert hat, dann wollen diese alle neue Menschen werden. In ungezählten Fällen aber heißt es dann sehr bald wieder: das Gute, das ich will, das thue ich nicht, sondern das Böse, das ich nicht will, das thue ich. Was aber giebt es, um die Wachstumskraft und Lebensfähigkeit des guten Willens zu stärken?

Wenn auf dem Felde schwache Pflanzen stehen, so fragt der kluge Landmann den Chemiker, was ihnen fehle, und unterstützt ihren natürlichen Lebenstrieb durch Zuführung stärkender Stoffe, die zur Bildung der Zellen unentbehrlich sind. Wenn

menschliche Körper schlaff und siech sich hinschleppen, fragt der tüchtige Arzt, welche Lebensbestandteile ihnen fehlen und zugeschoben werden müssen. Sollte dieses nicht ein Wink für das geistige Leben sein? Wo das geistige Leben krank ist, fehlen gewisse Geistesstoffe: Gerechtigkeit und Heiligkeit. Diese fehlenden Bestandteile müssen daher ergänzt werden, wo sie zu finden sind.

Volle, ungetrübte Gerechtigkeit und Heiligkeit ist nur bei Gott. Es ist aber schwer, diese volle, ungemischte, unzerkleinerte göttliche Gerechtigkeit unmittelbar in uns aufzunehmen. Erst dann, wenn die göttliche Gerechtigkeit in Menschenmaß eingegangen ist, wenn sie in bestimmten Personen in merkbarer Weise zu Tage tritt, erst dann ist sie so, daß unser Geist sie verarbeiten kann. Darum reden wir unaufhörlich von der Offenbarung Gottes in Jesus Christus und in allen wahrhaft frommen und gerechten Männern und Frauen. Ihre Gerechtigkeit dient uns zur Stärkung, ihre Heiligung uns zur Kraft. Von ihnen nehmen wir sittliche Lebensgüter, wenn wir neue Menschen werden wollen. Das reine Abbild des heiligen Gottes ist Jesus. Alle anderen Abbilder sind weniger rein. Aber selbst da, wo eine hohe starke Tugend mit anderen Menschenstoffen gemischt auftritt, kann sie uns aus unserer Schlaffheit und Krankheit herausheben. Gott sei Dank, daß es wirkliche, lebendige Vorbilder der Erneuerung in der Bibel und im Leben giebt!

Es ist eine lange schwere Sache, ehe auch nur ein Mensch neu wird. Oft kommt der Tod, ehe das sittliche Gold, von dem in jedem Menschen etwas liegt, blank geputzt ist. Lang und schwer ist die Erneuerung der Menschheit im Ganzen. Aber dieser Blick auf die Schwere der Sache darf uns nicht mutlos machen. Wohin soll es kommen, wenn wir alle nicht mehr an geistige Erneuerung glauben wollen? Wer daran nicht mehr glaubt, der geht zurück. Gott ist ein Gott des Fortschrittes und waltet über uns, wenn wir Schritte vorwärts machen. Er will nicht, daß wir an uns und an der Menschheit verzweifeln. Hebet eure Augen auf und schauet in die Weite! Dort kommen Menschen, denen es gedient hat, daß wir an neues inneres Leben glaubten. Um ihretwillen laßt uns glauben!

Komm, heilger Geist!

Meine Seele liegt im Staube; erquicke mich nach Deinem Wort! Psalm 119, 25.

Der Weltgeist sprach: Kommet zusammen von den vier Winden der Erde, kommet über die Länder und Meere und zeigt, was ihr könnt! Man soll sehen, daß ihr Götter seid. Wenn überhaupt Jemand doch angebetet werden soll, dann soll man eure Thatkraft anbeten! Am Schluß eines Jahrhunderts sollt ihr beweisen, wieviel freier von der Nacht der religiösen Zeiten ihr geworden seid! Ihr macht euer ewiges Licht selber, wenn ihr eins braucht! Wozu noch Götter und Heilande, wenn man mit Elektrizität arbeitet? Wollt ihr nicht eure Zusammenkunft benutzen, um Gott wiedereinmal abzusetzen?

Wie war es eigentlich, als man vor reichlich hundert Jahren glaubte, ihn entbehren zu können? Es ging eine ganz kleine Zeit, dann aber erschien das höchste Wesen wieder am Firmament, und aus diesem höchsten Wesen wurde der ewige Vater und sein Sohn. Man ist sie vor hundert Jahren nicht losgeworden, und man kann sie heute nicht in die Wüste jagen, denn noch heute haben wir nichts, gar nichts, was den Durst der Seelen stillt, als die alte heilige Wahrheit, deren Träger unsere Voreltern gewesen sind. Weder die Politik, noch die Technik, noch die Kunst, noch sonst etwas, was man lernen, arbeiten, machen kann, hat die Wirkung, die sich in einer absoluten Hingabe an das Göttliche findet. Nur diese Hingabe hat die Kraft, das Leben lebenswert, groß und lieb zu machen. Und da diese Hingabe nicht formlos sein kann, so gestaltet sie sich bei uns mit Notwendigkeit nach dem Glauben, um dessentwillen tausend Blutzeugen starben, und für den alle Zeiten ihre besten Kräfte brachten. Wir müssen Christen sein, wenn wir glücklich und zuversichtlich sein wollen. Komm, heiliger Geist, erfülle uns und mache uns zu wahren Christen!

Komm, heiliger Geist! Die Bitte mag sonderbar klingen. Es ist so wenig Aussicht vorhanden, daß wir als ganzes Christen-

volk jemals wieder ein Herz und eine Seele werden wie in jenen fernen Frühlingstagen des Christentums, als eine kleine Gemeinschaft im Namen Jesu die Welt vergaß. Wir können als Gesamtheit nicht wieder jung werden, nachdem wir alt geworden sind, aber der einzelne Mensch, der einzelne Christ kann in sich und für sich eine Aufweckung und neue Geistesausgießung haben, Tage, wo in ihm das schlafende religiöse Gewissen erwacht, so daß er fragt: wie kam es nur, daß ich bisher Gott nicht erleben konnte?

Am ersten wird der Einzelne bereit sein, ein Pfingsten sich zu erbitten, wenn er im Staube liegt. Nicht als sollten wir uns künstlich in den Staub drücken. Das war der Fehler einer ungesunden Art von Christentum. Aber auch ohne alle Kunst und Methode kommen Lebenstage, in denen der Mensch an sich selbst irre wird und an der Menschheit im Ganzen, Sturmtage, wo Ideale gebrochen werden, oder schlaffe Wolkentage, wo das ganze Wesen matt und lau wird. Das sind die Zeiten, aus denen sich besonders die Pfingstbitte erhebt: Komm, heiliger Geist und erwecke die Herzen! Aus Sehnsucht und Mangel heraus erwächst der bittende Drang: o könnte ich eine innere Einheit finden, einen Gott!

Der Geist, um den wir dann bitten, heißt der heilige Geist. Es ist in erster Linie und vor allem ein Geist, der den Willen beeinflußt, ein Geist des Entschlusses und der Entschiedenheit. Dadurch wirkt er so wohlthätig gesund machend, daß er das Wollen, dieses Stiefkind eines blos auf Erkennen gerichteten Daseins, in seine Hände nimmt und es im Menschen zum Wachstum bringt. Gott will, daß wir wollen. Das ist sein Wort an uns. Als Gott des Fortschritts und der Wahrheit will er, daß wir so wollen, wie er will, daß wir unsere Kräfte sammeln und abweisen, was uns in Schlaffheit und innere Uneinigkeit führt. Menschen, die nicht mehr an Willensentschlüsse glauben, weil sie allen Willen nur als gewordenes Ergebnis ansehen, kommt der heilige Geist als Begeisterung zu Hilfe, hebt sie über ihre Theorie hinweg und läßt sie kräftig wollen. Das ist es, was heute, gerade heute die Leute brauchen, wir alle. Laßt uns deshalb Pfingsten feiern, indem wir sagen: Komm, o komm, du Geist des Lebens!

Praktisches Christentum.

> Er machte, daß ein fruchtbar Land zur Salzwüste wurde um der Bosheit willen derer, die darinnen wohnten, er machte auch das Trockene wiederum wasserreich und hat die Hungrigen dahin gesetzt, daß sie eine Stadt zurichteten. Psalm 107, 35. 36.

Wo die Menschen böse sind, geht ihr Land zurück, selbst wenn es keinen Schwefel über sie vom Himmel regnet. In diesem Sinn steht auf alten Thalern der Spruch: „Fried ernährt, Unfried verzehrt.“ Ohne Achtung vor der Gemeinschaft der Sitte und der göttlichen Ordnung und Gerechtigkeit kann auch der beste Boden keinen anderen Ertrag geben als den, den der Jäger der Urzeit auf ihm fand. Alle Arbeit der Menschen beruht auf der Überzeugung, daß sie gegenseitig auf einander angewiesen sind. Wo diese Überzeugung schwach wird, da fehlt die Atmungskraft des sozialen Körpers, der Familie, der Gemeinde und des Staates.

Diese Überzeugung ist noch nicht ganz dasselbe, was Jesus Liebe nennt, hängt aber mit ihr zusammen. Sie ist die breite Grundlage, von der aus die starken persönlichen Gefühle der Aufopferung und Hingabe entstehen. Eine Liebe, wie Jesus sie fordert, wächst nicht plötzlich auf wildem Boden, sondern braucht ihre Entwickelungsgeschichte. In diesem Sinn nennt Paulus das jüdische Gesetz einen Zuchtmeister auf Christus. Durch das Gesetz war die allgemeine Volkserziehung soweit gefördert, daß nun die weitere Predigt kommen konnte: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“

Es soll nicht gesagt sein, daß Christus deshalb predigte, damit das Land fruchtbar sei oder werde, aber soviel ist gewiß, daß dort, wo man die christliche Liebe mit in die Arbeit genommen hat, nicht nur als Sonntagsbekenntnis, sondern als Alltagsleistung, daß man da auch irdische Erfolge errungen hat. Von den vielen bäuerlichen Kolonien, die Deutschland nach Siebenbürgen, Rußland, Palästina sandte, gedeihen die, in denen man praktisches Christentum treibt, weil man an Jesus glaubt. Versuche neuer sozialer Gemeindebildungen sind bis jetzt nur da

geglückt, wo ein gemeinsamer Glaube vorhanden war, der alle Teilnehmer beseelte. Wo dieser gemeinsame thätige Glaube fehlte, da zergingen die besten Pläne, und heute sieht man Ruinen mit verwilderten Gärten und Resten einer Wasserleitung, in der nichts mehr fließt.

Der Apostel schreibt, daß die Gottseligkeit zu allen Dingen nütze ist und die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens hat. Um in diesem jetzigen Leben etwas nütze zu sein, muß sie einen starken praktischen Zug haben. Als Weltflucht, Empfindungsseligkeit, Beschaulichkeit kann sie vielleicht noch immer die Verheißung des zukünftigen Lebens haben, aber für das diesseitige ist sie von geringem Wert. Dort aber wo die Gottseligkeit den Geist der Gerechtigkeit und Gemeinschaft weckt, da stärkt sie alle Lebenskräfte und macht das Trockene wasserreich.

Große Städte, berühmte Länder des Altertums liegen heute wüst. Was ist aus dem Garten Gottes zwischen Euphrat und Tigris geworden, was aus Kleinasien? Die Völker waren zu schwach, sich auf ihrem Boden ungeschwächt lebend zu erhalten. Es fehlte die tägliche innere Erneuerung aller triebkräftigen Ideen. Priester hatten sie genug, mehr als genug, aber Glauben zu wenig!

Und steht es nicht ähnlich bei den romanischen Völkern? Sie haben Priester und Klöster, aber keine alles durchdringende Schaffens- und Glaubenskraft. Und wir? Woran glauben wir eigentlich? An uns selbst oder an Gott? Ist bei uns soviel praktisches Christentum, daß wir nicht fürchten müssen, daß einmal alles das, was heute gebaut wird, zerbröckelt liegt, wie die Steine von Korinth? Mitten im Aufsteigen und Wachsen ist die Sorge berechtigt. Nur Gerechtigkeit und Liebe können uns unüberwindlich machen. Laßt sie uns pflegen! Laßt uns in unserer Arbeit, jeder auf seine Weise, nach Gabe und Beruf, den Glauben üben, der zu großer Hingabe fähig ist! Gott will nicht, daß wir alle nach einer Schablone gearbeitet sind, aber daß wir im Grunde einen Geist haben, den Geist, der den Hungrigen helfen will, daß sie „eine Stadt zurichten“. Wenn er das Trockene wasserreich machen soll, dann gehören dazu die Menschen, die dem Wasser Wege graben. Sei du einer von ihnen!

Erweckungspredigt.

Wache auf, der du schläfst, und stehe auf von den Toten, so wird dich Christus erleuchten.
Brief an die Epheser 5, 12.

Wach auf! So haben wir alle einst in der Schule gesungen, wenn der Lehrer vorn am Pulte stand und wir mit gefalteten Händen den Kinderchor anstimmten: „Wach auf, mein Herz, und singe, dem Schöpfer aller Dinge, dem Geber aller Güter, dem treuen Menschenhüter.“ Es war das ein wahrhaft guter Anfang der Tagesarbeit, und jedem erwachsenen Christen wird es von Segen sein, sich dieser Klänge häufig zu erinnern.

Wach auf! so rufen heute Evangelisten und Heilsarmeesoldaten zu den Menschen, die im Sündenschlafe sind. Es mag ja sein, daß sie nicht immer gerade die größten Sünder vor sich haben, aber oft sitzt doch jemand vor ihnen, der längst jenseits von gut und böse gewesen war und sein Gewissen hatte völlig vertrocknen lassen. Dem rufen sie nun bittend, flehend, singend, mit Harmonium und Hallelujah ins Ohr: wach auf!

Diese Art zu rufen ist sehr anders als das schöne schlichte Morgenlied, das der alte treue Erzieher der Jugend anstimmte und mit seiner Geige leitete. Beides aber hat, ein jedes an seiner Stelle, sein Recht. Ruhige Seelenpflege für die, die einen ruhigen Lebensweg haben, lebhaftes Aufrütteln für die, denen zarte, einfache Töne nicht bis in die Seele dringen!

Vor längerer Zeit sprach an mehreren Abenden eine Rednerin der Heilsarmee. Soviel man nach dem äußeren Auftreten urteilen konnte, war es ein älteres Dienstmädchen aus einem gläubigen Handwerkerhause Württembergs. Das Mädchen sprach kein glattes Deutsch, aber sie sprach mit dem Herzen. Es waren Texte aus dem Evangelium des Johannes, die sie ohne weitere Vertiefung in den Zusammenhang lebhaft und eindringlich dem Hörer darlegte, immer hervorhebend: heute sucht dich Gott, heute wache auf! Oft möchte ich sie nicht hören, aber für mich spricht sie ja auch nicht. Sie spricht für

Leute, denen die Predigt des Geistlichen zu lang, schwer und fein ist. Soll man nicht sagen, daß auch sie einen Dienst im Reich des Glaubens thut? Es sind Verkäuferinnen, Näherinnen, Markthelfer, Packer vom Güterbahnhof, die sich einen Abend um sie setzen. Manches, was sie mit ihnen macht, ist wunderlich. Das Schwenken der Tücher, das Drängen zur Bußbank behält in unserem ruhigen Volk etwas Fremdes. Aber wem gelingt es sonst, diesen Leuten nahe zu kommen? Laßt sie in Frieden!

Es gab eine Zeit, wo auf den Kanzeln eine große Zahl von Erweckungspredigern stand. Unvergessen ist Hofackers kurzes Leben. Heute ist die Kanzel weniger voll von dem eindringlichen Rufe nach schnellerer Bekehrung. Es kann kaum anders sein, denn zur Kanzel kommen am meisten die, die im Glauben stehen und gestärkt werden wollen, und auf den Kanzeln stehen am meisten die, die durch Studium der Geschichte gelernt haben, den Glauben als einen großen Zusammenhang alter, weitverzweigter Gedanken zu kennen. Ist es nicht aber doch ein Verlust, wenn im Chor der Verkündiger jene scharfen Solisten fehlen, die mit heiliger Rücksichtslosigkeit nur das eine treiben, daß sie wecken, stürmen, drängen?

Wann werden sie kommen, die in neuer Weise den Massen der Großstädte Glauben predigen? Diese Tausende brauchen einen Glauben, der sie über die Last des Tages heraushebt. Die alte Weise der Verkündigung berührt sie nicht stark genug, daß sie merkten, daß Religion treibender, heiliger Geist ist. Nicht das ist die Hauptsache, in welcher Lehrform zu ihnen geredet wird, sondern das, daß sie überhaupt Gottesgeist fühlen. Es leben und sterben ungezählte Menschen, die nie einen wahrhaft tiefen Eindruck davon bekommen haben, daß es einen Gott giebt, der in aller Not, Sünde und Nacht unser Trost ist. Sollten es diese vielen nicht wert sein, daß man neue Wege sucht? Gott segne die Suchenden!

Eins gehört sicher dazu, wenn jemand andere wecken will: er muß selber wach geworden sein. Er darf nicht rechts und links sehen, sondern muß in sich ein Feuer haben, das unter allen Umständen brennen nnd leuchten will. Auf solche brennende Leute warten viele Christen.

Das ruhige Christentum.

Daß wir ein geruhig und stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit.
1. Brief an Timotheus 2, 2.

Jesus selbst hatte kein geruhiges und stilles Leben und that auch, was er konnte, um andere in die große heilige Unruhe hineinzuziehen, die ihn selbst erfüllte. Vater und Mutter mußten verlassen werden, und wer zu seinen Freunden noch einmal zurückkehren wollte, war sein nicht wert. Der Kreis der Jünger wurde aus der umgebenden Welt herausgehoben und mit einer Gesinnung erfüllt, die bereit ist, in die Gruben der Löwen zu steigen. Es entstand die erste Periode christlicher Helden und Märtyrer, eine Zeit, die zur Ausbreitung des neuen Glaubens auf der Erde unentbehrlich war. Stephanus wurde gesteinigt, Paulus kämpfte mit wilden Tieren. Dieser Paulus war selbst ein Bild der Unruhe, in die Jesus die Geister versetzte. Er wurde nicht müde, reiste von Ort zu Ort, suchte den Kampf, wo er nicht von selber kam, ein Mensch von wunderbarer Elastizität, getötet und doch nicht tot, verfolgt und stets entronnen, ein Bringer neuer Gedanken und Aufwecker schlafender Menschen. Von diesem Paulus sollen nun die Worte stammen, daß wir vor allen Dingen zuerst thun Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen, für die Könige und für alle Obrigkeit, auf daß wir ein geruhig und stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit, denn solches ist gut und angenehm vor Gott unserem Heiland. Man begreift leicht, daß es Leute giebt, die daran zweifeln, daß Paulus dieses Evangelium braver Staatsbürger geschrieben hat; aber hat nicht auch Paulus eine Entwicklung durchgemacht und viel erlebt? Es ist vielleicht nicht unmöglich, daß selbst Paulus so etwas schrieb, nicht um damit den ganzen Inhalt seines Christentums auszusprechen, sondern um die zweite christliche Periode einzuleiten: die Einfügung in die Welt.

Man wundert sich, wenn man sieht, wie gering die geistigen Leistungen der Christengemeinden der zweiten Zeit

sind. Alles, was man an Resten gesammelt hat, läßt sich nicht entfernt mit dem vergleichen, was das Neue Testament, die Urkunden der ersten Zeit, bietet. Und der Übergang vom übervollen ersten zum ärmeren zweiten Zeitalter liegt in den Briefen an Timotheus und Titus vor unseren Augen. Das stürmische welterobernde Christentum ist in ihnen Gemeindesache geworden. Es giebt so vieles über das Leben der Christen zu sagen, daß der große Christus, der die früheren Briefe füllt, hier nur gelegentlich hineinschaut. Vom Schauen auf ihn ist man dazu gekommen, sich selbst zu prüfen und zu ordnen. Das verengt den Gesichtskreis, ist aber für den Gesamtfortschritt ebenso nötig wie das erste.

In verschiedenster Weise wird das geruhige gottselige Leben beschrieben. Die Männer sollen an allen Orten heilige Hände ohne Zorn und Zweifel aufheben, die Frauen sollen mit Scham und Zucht sich schmücken und Gottseligkeit beweisen durch gute Werke, die Bischöfe sollen unsträflich sein, tüchtige Familienväter, die Diakonen sollen sich ebenfalls als vortreffliche Hausväter zeigen, die Witwen sollen einsam sein und ihre Hoffnung auf Gott stellen, die Ältesten sollen zweifacher Ehre wert gehalten werden, die Sklaven sollen ihre Herren aller Ehre wert achten, es ist aber für alle ein großer Gewinn, wer gottselig ist und läßt sich genügen. Das ist nicht mehr der strömende Wasserfall der Bergpredigt, das ist ein Bach, der die Wiesen bewässert. Niemand soll sagen, das sei das ganze Christentum, aber immerhin auch dies alles gehört zum Christentum, so wie es in der Welt geworden ist und werden mußte.

Jesus Christus ist gekommen in die Welt, die Sünder selig zu machen. Einige macht er selig, indem er sie aus ihrer bisherigen Ordnung herausreißt, andere, indem er sie zur Ordnung leitet. Auch hierin giebt es keine Normalanweisung für alle. Der Eindruck der Person Jesu wirkt auf verschiedene Menschen und zu verschiedenen Zeiten verschieden. Unsere Aufgabe ist es, den Willen Gottes in unserer Zeit für uns zu erkennen. Genügt uns ein Christentum der zweiten Periode? Kann man das beider Zeiten vereinigen? Was heißt es, wenn wir uns Christen nennen?

Jesus in der Weltstadt.

Der Herr schauet vom Himmel auf der Menschen Kinder, daß er sehe, ob Jemand klug sei und nach Gott frage.

Psalm 14, 2.

Es ist ein stiller Nachmittag voll Glanz und Glitzern. Einzelne Menschen gehen die Stufen zur Magdalenen-Kirche auf und nieder, im Schatten der hohen Säulen sitzt ein Bettler und murmelt etwas von ewigem Lohn, wenn er ein Kupferstück bekommt, einige Blattpflanzen in der Vorhalle erinnern daran, daß hier heute Mittag eine Hochzeit gesegnet wurde, alles aber träumt und dämmert in der weiten Kirche, in der sich die wenigen Frauen verlieren, die selbst an diesem schönen Nachmittage hier knieen und beten. Der Christus aber am Kreuz schaut in den Wechsel von Schatten und Sonnenstreifen, der sich über Pfeiler, Altäre, Gänge und Stühle ergießt. Er ist ein Bild des lebendigen Christus, der in seine träumende Christenheit hineinblickt.

Nicht immer ist die Kirche leer. Komm am Abend wieder, wenn hier der berühmte Pater predigt! Dann ist jeder Stuhl besetzt, um die Kanzel drängt sich Kopf an Kopf, alle Gasflammen brennen und werfen ihre Lichter auf all das Gold, das an den Leuchtern, Heiligenscheinen und Brüstungen auf Anstrahlung wartet. Dann ist die große Stadt fromm, wenigstens die große Kirche ist voll von Frömmigkeit. — Die Orgel klingt, der Kultus rauscht, und Jesus hängt dabei noch ebenso still und fragend an seinem Kreuze wie am Nachmittag. Eben schallt es in lateinischem Chor: wir loben dich, wir benedeien dich, wir beten dich an! Es klingt so schön, daß sich Gott daran freuen muß, falls er auf gediegene kirchliche Musik Gewicht legt, es klingt fast zu schön, um Ausdruck armer heilsverlangender Seelen zu sein!

Und draußen um die Kirche herum jagen die Wagen und schimmern die Läden der Goldwarenhändler. Licht brennt an Licht in endloser Zeile, Menschen drängen sich hinter Menschen, vor den Gasthäusern sitzen sie wie Bienen vor dem Bienenstock um zu sehen und gesehen zu werden. Ein Meer von Menschen wogt in steinernen Rinnen, brausend und brandend, ein Auf und Nieder von Leuten, die den Abend genießen oder vom Genuß verdienen wollen. Was will eigentlich in solchem Getriebe eine Kirche? Ist ihr Inhalt groß genug, um es mit dem Inhalt dieser Straßen aufnehmen zu können? Oben im Giebelfeld der Kirche steht Christus als Weltrichter, und die Lichter des Abends beleuchten das marmorne Weltgericht. Aber wer glaubt es in dieser Welt, daß er gerichtet werden soll? Wenn die Welt es glauben würde, würde sie anders sein! Christus, warum stehst du hier oben über der rauschenden Straße, die dein vergißt?

Laut rufen die Zeitungsverkäufer ihre neuesten Nummern aus: gemeinsames Vorgehen der christlichen Mächte in China! Da also tönt das Wort „christlich"! Der Christus oben an der Kirche bewegt sich aber noch immer nicht. Er scheint nicht gehört zu haben, daß die Mächte christlich sind. Auch weiß er vielleicht nicht, daß in der Zeitung zu lesen ist, daß das Volk eine große Sehnsucht nach der heiligen Kirche habe. Es ist, als fehle trotzdem die Hauptsache: die persönliche Nachfolge in der wahren Liebe.

Sie fehlt nicht, aber sie glänzt nicht. Auf einer Bank im Schatten der Bäume seitwärts der Kirche sitzt ein altes mageres Mütterchen und ein Mädchen von sechzehn Jahren, das auf Krücken geht. Beide können und wollen den Tanz der großen Welt nicht mitmachen, und ihre Abendfreude ist, sich gegenseitig zu dienen. Nicht weit davon aber sitzen zwei Männer, die nach des Tages Arbeit das Wohl ihres Standes beraten. Auch sie gehören nicht zum Trubel der Straße. Ob sie das Wort „Jesus" gesprochen haben, konnte man nicht hören, aber es schien, als sei zwischen ihnen hier unten und dem Christus da oben eine Art geheimer Verbindung.

Der heilige Rock.

Jesus spricht zu ihr: Weib, glaube mir, es kommt die Zeit, daß ihr weder auf diesem Berge noch zu Jerusalem anbeten werdet.
Evangelium des Johannes 4, 21.

In Argenteuil bei Paris wird in diesem Jahre die elfhundertjährige Gedächtnisfeier der Stiftung des heiligen Rockes an das dortige Kloster begangen. Es war im Jahre 800, als Karl der Große seiner Tochter Theoderade, die hier Äbtissin war, das ungenähte Gewand übergab, das er von Jaffa in Palästina erhalten hatte. Was der Rock vorher erlebt hat, das ist die strittige Frage. Der Kurat von Argenteuil hat seiner Zeit eine lebhafte Streitschrift gegen den anderen heiligen Rock geschrieben, den man in Trier der gläubigen Menge bietet. Er ist des festen Glaubens, daß er der Verwalter des wahren Schatzes ist, der Hülle des heiligen Herzens. In seiner Festpredigt sprach er in diesen letzten Tagen mit voller Überzeugung von dem fleischgewordenen Herzen Gottes, das sich diese Tunika wählte, um Mensch unter Menschen zu sein, und in langem Zuge brachten dann die Frauen vom Montmartre, die nach Argenteuil gepilgert waren, ihre Gebetbücher, Rosenkränze und Bilder und ließen sie an das Glas halten, hinter dem der schwarze, lückenvolle Webstoff auf Goldbrokat geheftet ist. Ganz ebenso wird sich die Verehrung in Trier gezeigt haben. An einer Stelle mindestens hat sie sich geirrt. Wenn sie aber an einer Stelle irren kann, dann auch an beiden. Einst lagen Argenteuil und Trier so weit auseinander, daß ein Glaube den andern Glauben wenig störte, aber heute sind sie zu nahe, um harmlos gleichberechtigt zu bleiben. Aus dem wirren alten Glauben wird eine historische Frage. Aber freilich für den Strom braver Pariser Frauen mit goldigen Fahnen und roten Schleifen, der vor dem Goldgehäuse an der Reliquie vorüberwallt, giebt es noch keine historische Kritik. Die Andacht will die Glaswand küssen und will darin nicht gestört sein.

Was denkt der Protestant inmitten dieses Festes? Er glaubt als geschichtlich denkender Mensch nicht an die Möglichkeit einer sicheren Überlieferung irgend eines Teiles der Habseligkeiten Jesu. Wo sind in der Litteratur der ersten Jahrhunderte die geringsten Spuren solches Besitzstandes der Gemeinden? Wo sind Andeutungen, daß man auf die Erhaltung solcher Dinge Wert legte? Nichts ist sicher, weder die Stelle der Geburt noch die des Kreuzes. Man weiß nichts von Jesu körperlicher Erscheinung. Und wenn man etwas wüßte, wenn es thatsächlich Dinge geben sollte, die der Finger des Heilandes berührt hat, etwa jene steinerne Bank am Jakobsbrunnen, vor der wir standen, was ist damit gegeben? In diesen Dingen ist kein Geist und keine Kraft. Jesus ist eine ewige geistige Macht, und es ist menschliche Schwäche, sich an Steine und Fäden halten zu wollen, wenn man ihn fassen will. Nur unter diesem Gesichtspunkt läßt sich der ganze Erinnerungsdienst geduldig begreifen. Es ist Asche, in der die arme kleine Flamme des Glaubens sich warm halten will, Asche und Moder. Wer solche Asche braucht, der mag sie haben!

Laßt uns aber gestehen, daß aller Glaube gewisse äußerliche Stützen braucht! Es sind Formeln, Lieder, Zeremonien, in denen er wohnt. Wenn man alle diese Hilfsmittel hinwegräumt, bleibt nur eine ganz allgemeine Idee, die zu wenig Lebensblut hat, um nicht zu sterben. Auch wir behalten, indem wir glauben, etwas, was wir der Kritik zu entziehen versuchen. Der Unterschied ist nur, daß diese Mysterien feiner sind, jene gröber. So fern uns der Glaube der Frauen von Argenteuil ist, es ist doch Glaube. Durch elf Jahrhunderte hin hat sich die Tradition erhalten, daß hier an diesem Altar Jesus ist. Wir halten den Urgrund dieser langjährigen Idee für falsch, aber es ist doch eben Jesus, unser Herr und Meister, der hier gesucht wurde. Und wo immer er gesucht wird, findet sich etwas von seiner geistigen Kraft. Aber weder Argenteuil noch Trier sind besondere Gnadenorte. Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Alle Heiligtümer der Erde sind nur Treppenstufen. Laßt uns eine Stufe höher schreiten zum Himmel!

Nichts oder alles.

Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben!
Evangelium des Marcus 9, 24.

Es war an einem Abend vor mehr als zwanzig Jahren, wo ein Greis, ein Mann und ein Jüngling über den Glauben sprachen. Der Jüngling sagte, daß er gewisse Wunder nicht glauben könne, obwohl sie in der Bibel stehen. Sein Vater sagte: wenn du an einem Steine rüttelst, fällt das ganze Gebäude des Glaubens zusammen! Der Großvater sagte, man müsse sich bescheiden und Gott um Erleuchtung bitten, wenn man nicht alles glauben könne, nur solle man deswegen nicht ängstlich sein, denn die Hauptsache im Glauben sei doch der Glaube an die Erlösung von der Sünde. Er schloß, indem er frug: wir Alten, glauben wir denn eigentlich alles?

An diesen Abend erinnerte eine kurze eindringliche Ansprache eines französischen Evangelisten. Auf der Straße hatte ein junger Mann Einladungskarten zu einer christlichen Versammlung verteilt, und zwischen der kleinen Gemeinde, die die Versammlung veranstaltete, saßen verstreute Ausstellungsgäste. Was sie an Glauben besaßen oder nicht, konnte niemand ihnen ansehen. Diesen Gästen wurde gepredigt: alles oder nichts! Entweder ihr habt den ganzen Bibelglauben oder ihr seid arm, verloren und verlassen! Die Rede war als Rede gut, denn sie kam von Herzen. Es blieb aber ein Zweifel, ob sie nicht den entgegengesetzten Erfolg haben konnte, als sie haben sollte. Wie war es, wenn jemand, ehrlich bei sich selbst, bekannte, daß er nun einmal alles nicht glaube? Ging dieser dann nach Hause, indem er erfahren hatte, er habe gar nichts? Es ist nicht unmöglich, daß er die scharfe Formulierung „alles oder nichts“ annimmt und für sich daraus den Schluß zieht: ich stehe draußen!

Bei allem Eifer für den Glauben sollte man mit dieser Gegenüberstellung zwei ganz getrennter Welten vorsichtig sein. Seinem engsten Jüngerkreis hat Jesus scharfe Entscheidungsfragen gestellt, aber auch diese Fragen lagen nicht auf dem Gebiet des Anerkennens von Lehrsätzen und Wundern, sondern

auf dem praktischen Gebiet: seid ihr bereit, bis in den Tod mit mir zu gehn? In Bezug auf Lehre herrschte in jener ersten glücklichen Frühlingszeit des Christentums eine durch die gegenwärtige große und milde Autorität Jesu erleichterte Weitherzigkeit. Jesus hatte keine Tafeln von Glaubensgeboten in seinen Händen, er war kein Moses. Wo er Sehnsucht fand, sprach er: Du bist nicht weit vom Reiche Gottes!

Je verwickelter nun im Laufe der Zeit die Lehren der verschiedenen christlichen Konfessionen geworden sind, je mehr die einzelnen Menschen von verschiedenen Lehren und Einflüssen bewegt werden, desto weniger kann man von ihnen die Abgeschlossenheit eines fertigen, unwandelbaren Glaubenssystems verlangen. Jeder von den modernen Menschen hat seinen eigenen, eigenartigen Bildungsgang, ist gleichsam ein Druckbogen, der mit mehreren Platten hintereinander bedruckt ist. Daran kann der Prediger in der kurzen Stunde, die ihm gehört, nichts ändern. Was er kann, ist nur, die goldene Platte mit der frohen Botschaft in die Maschine einsetzen.

Selbst diejenigen, denen es selbst nie schwer wurde, Wunder zu glauben, müssen zugeben, daß es für die große Zahl ihrer Brüder und Schwestern heute weit schwieriger ist, sich im Hause des Wunderbaren zurecht zu finden, als den Menschen früherer Zeiten. Sie müssen auch zugeben, daß die Wunder des neuen Testamentes nicht den Zweck hatten, den damaligen Leuten den Glauben zu erschweren. Im Gegenteil waren sie damals ein Hilfsmittel, das einem wundersüchtigen Volke den Zugang zur höheren Wahrheit erleichtern sollte. Jesus hat sie nicht als Last der Geister gedacht. Man lasse darum auch heute den Glauben an sie eine freie Gabe sein. Das wird dem inneren Triebe der ersten Heilszeit am meisten entsprechen.

Es ist ein rührend einfaches Bekenntnis, das jener Mann sprach, dessen Kind von Jesus geheilt wurde: Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben! In diesem Worte liegt Glaube und Unglaube so warm bei einander, daß beides nicht getrennt werden kann. Jener Mann glaubt nicht alles und er glaubt doch die Hauptsache. Seine Hände strecken sich nach der Person aus, von der er Kraft und Hilfe erwartet. Dieses Bekenntnis hat Jesus angenommen.

Die Sünderin.

Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!

Evangelium des Johannes 8, 7.

Mitten im Evangelium des Johannes steht wie ein verirrtes Stück aus einem verlorenen Urevangelium die Geschichte von Jesus und der Sünderin. Wer ein griechisches neues Testament in die Hand nimmt, findet diese Geschichte nicht im fortlaufenden Text, sondern als Anmerkung unter dem Strich, weil sie in den maßgebenden Urkunden unseres vierten Evangeliums fehlt. Aber die Unsicherheit ihrer Zugehörigkeit zum vierten Evangelium hat kaum Jemanden bisher verhindert, gerade sie für echte alte Überlieferung zu halten, denn diese Geschichte erfindet kein Geschlecht von Nachgeborenen, das seinen Heiland mit äußerem Glanze vergrößern will.

Die Pharisäer und Schriftgelehrten waren es, die ein Weib zu Jesus brachten, die auf Ehebruch ergriffen wurde. Es war nicht die tiefe sittliche Entrüstung über den Bruch der Ehe, was diese Männer zu Anklägern machte, sondern ihre theologische Rechthaberei. Moses hat geboten, eine solche Frau zu steinigen. Das war das Recht der Urzeit Israels, hart, exemplarisch wie alle Rechte dunkler Vorzeiten. Dieses alte Recht stand im heiligen Buche des Gesetzes. War es nicht schändlich, auf ein so altes, göttliches Recht zu verzichten? Mußte nicht der gläubige Jude den Stein ergreifen, weil es so geschrieben stand? Mußte er sich nicht der falschen Toleranz eines vom Griechentum verweichlichten Geschlechtes mit dem unbeugsamen Mute der strengen, steinernen Rechtgläubigkeit gegenüber stellen? Jesus, was sagst du dazu?

Und Jesus bückte sich zur Erde und schrieb mit dem Finger auf die Erde. Was er schrieb, ist nicht gesagt, aber es scheint, daß er nichts geschrieben hat, was mit dem vorliegenden Falle zusammenhing. Er schrieb, weil er keinen langen Lehrvortrag halten wollte. Was sollte er auch über den Ehebruch im allgemeinen sagen, was nicht die Pharisäer auch schon gesagt hatten? Ihm war das ganze Schauspiel

der Anklage innerlich zuwider, denn „er wußte, was im Menschen war“. Erst auf wiederholtes Fragen sagt er: wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie! Moses hat Recht, der Ehebruch verdient den Tod! Aber wo sind berechtigte Richter? Werft nur zu, wenn ihr ganz rein seid! Werft, ihr Pharisäer! Sie werfen aber nicht. Langsam gehen sie jeder in sein Haus und beklagen sich, daß Jesus sachliche Probleme so persönlich nimmt. Endlich, als alle gegangen waren, sprach Jesus zu dem Weibe: so verdamme ich dich auch nicht, sündige hinfort nicht mehr!

Es ist nicht zufällig, daß man in Paris an diese Geschichte denkt. Wenn irgend ein Volk gelernt hat, keine Steine auf verirrte Frauen zu werfen, so sind es die Franzosen. Auf verirrte Männer wurde schon zur Zeit der Pharisäer nicht geworfen. Das, was Jesus will, die Nachsicht für die Schwachheit des menschlichen Fleisches, ist nirgends so groß und allgemein geworden, als bei unseren sittlich so fein empfindenden westlichen Nachbarn. Hier wird nicht mehr gesteinigt. Aber freilich, es wird auch nicht gesprochen: sündige hinfort nicht mehr! Man vergiebt aus dem Grunde, aus dem sich die Pharisäer hinweggeschlichen, aber der Sinn Jesu, der durch Vergeben erneuern will, fehlt dem allgemeinen Bewußtsein. Man spricht: fürchte dich nicht, wir steinigen nicht, sündige weiter! —

Als Christ steht man der Fülle von Übertretungen des Ehegebotes mit einer inneren Sorge gegenüber. Wo soll das hinaus? Es mindert die Sorge nicht, wenn gezeigt wird, wie sehr die meisten Fälle menschlich erklärlich sind. Wir sehen die schweren unheimlichen Folgen der Abirrung vor uns. Aber sollen wir, dürfen wir nun Pharisäer sein? Jesus würde uns nicht besser behandeln als seine gesetzesgestrengen Zeitgenossen. Er verlangt von uns tiefe, menschliche Milde, Erkenntnis der Gesamtschuld, an der wir alle tragen, und dabei die nicht zu ermüdende Hoffnung, daß Liebe und Treue im kleinen bessernde Kraft haben. Das scheint wenig zu sein, ist aber im Grunde mehr als das System der Pharisäer, die jährlich ein armes Opfer steinigen wollen, damit die Welt ohne weitere Prüfung an ihre erhabene Reinheit glauben soll.

Am Krankenbett.

Ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht.

Evangelium des Matthäus 25, 36.

Laß mich ein wenig neben dir sitzen! Du hast ja Zeit zum Denken und Reden, denn für dich heißt es nicht mehr: Zeit ist Geld! Du kannst nicht mehr ins Geschäft gehen, kannst nichts mehr schaffen! Zwischen dem Denken und Reden aber wollen wir zeitweilig zusammen schweigen. Auch das ist ein gemeinsames Erleben. Zwei Menschen, die zusammen sein können, ohne immer etwas von einander zu wollen, sind sich nicht innerlich fremd. Wir sehen dann, wie die Sonne langsam an der Tapete weiterschleicht. Du siehst ja so etwas oft. Was sollst du anders thun, als die kleinen Veränderungen beachten, die in deiner kleinen Welt vorgehen? Die große Welt draußen ist jetzt zugeschlossen, und dein Ost und West und Nord und Süd sind die Wände einer einzigen Stube.

Hast du eigentlich viel verloren, als dir die große Welt zugeschlossen wurde? So lange du in ihr warst, hast du über sie geklagt, und nun erst, wo du allein liegst, fängst du an, sie prächtig zu finden. Weißt du noch, wie du sagtest: es ist eine tägliche Schinderei und weiter nichts? Jetzt dürstest du nach der Arbeit, die, als sie da war, dich oft bis zum Verzweifeln brachte. Du möchtest dich ins Arbeiten stürzen wie nie zuvor, wenn du nur könntest. Du willst der Ruhe entrinnen, nach der du früher oft verlangtest. So hat der Mensch, der gesunde wie der kranke, seine eigene ewige Sehnsucht in sich selbst, ein ungestilltes Suchen, das erst im Jenseits vollen Frieden finden wird.

Ist es nicht ein merkwürdiges Wort, das Jesus sagt: ich bin krank gewesen? War er wirklich einmal krank? Ich weiß es nicht. Wenn er aber krank war, dann war er gewiß ein

Kranker, der sein Kranksein hinnahm, wie er das Leben überhaupt hinnahm, als eine Gabe Gottes, in der eine Aufgabe liegt. Ich halte für möglich, daß er Gott mitten in der Krankheit gedankt hat: Vater ich preise dich, daß du dich in meiner Schwachheit offenbaren willst! Auch das Kranksein ist ein Beruf, ein Auswirken der sittlichen Kraft, die in dir ist. Etliche verstehen es, krank zu sein, ohne dabei innerlich zu verdorren, andere verstehen es nicht. Es giebt in der That auch gesegnete Krankheiten, Zeiten des Wachstums für die Seele, die in gesunden Tagen nicht zu sich selber kommen konnte.

Und was die Sorgen anlangt, die um dein Bett herum sitzen, sage ihnen, daß sie keinen Wert haben! Laß sie nicht nächtlicherweile den ganzen Raum füllen! Sie können vielleicht nicht ganz vertrieben werden, aber keinesfalls dürfen sie herrschen, denn sie sind der eigentliche Ruin des Gemütes, wenn die Menschen krank sind. Denke daran, daß du mit deinen Sorgen keinen Thaler gewinnen, kein Kind versorgen, kein Dunkel erhellen kannst! Alle eure Sorgen werfet auf ihn, denn er sorget für euch! Dies Wort ist wahr und sollte über alle Krankenbetten geschrieben werden, in denen Kranke liegen, die Tag und Nacht dieselben grauen Gedanken in ihrem armen müden Kopfe herumwälzen.

Du willst wissen, ob du wieder gesund wirst. Ich hoffe es, aber versichern kann es dir niemand. Laß uns daran denken, daß wir alle nur Pilger auf Erden sind und daß zu jedem einmal der Engel kommt, der die Augen zumacht, daß sie nicht mehr sehen müssen. Es ist nur eine Frage der Zeit. Bis aber die Zeit kommt, wollen wir Gott für jeden Tag danken, den wir leben. Man wird bescheiden, wenn man krank ist. War es nicht eine Freude, als dir gestern die rote Rose auf das Tischchen neben das Bett gesetzt wurde? Auch sie hat denselben Vater wie du. Sehet die Rosen an, wie sie blühen! Seid ihr denn nicht viel mehr als sie? Der Gott, der sie kleidet, kennt auch euch!

An einen Soldaten.

Leben wir, so leben wir dem Herrn,
sterben wir, so sterben wir dem Herrn.
Brief an die Römer 14, 8.

Lieber Otto! Du sollst nun auch übers weite Meer in den Krieg ziehen. Als ich gestern in Berlin eine ganze Anzahl braver deutscher Soldaten in gelber Uniform mit dem Strohhut über die Straße marschieren sah, da dachte ich an Dich. Sie kommen vielleicht auf dasselbe Schiff wie Du, und vielleicht fängst Du einen von ihnen auf, wenn er fällt oder er Dich! Ihr seid jung und habt guten Mut, und Gott wolle euch Jugend und Mut erhalten! Aber ernst ist die Geschichte doch. Vor kurzem las ich von einem Deutschen, der nach Südafrika gegangen war, um den Krieg kennen zu lernen, und der dann im Hospital mit zerschossenem Oberkiefer sagte: nun kenne ich ihn! Vielleicht ist es nicht ganz passend, Dich an so etwas zu erinnern, aber verzeih es mir, denn ich möchte mit Dir im Ernst reden, wie ein christlicher junger Deutscher den Gefahren dieses Barbarenkrieges in Asien entgegengeht.

Du hast den Krieg nicht angefangen, Du bist für die schweren Verwicklungen der Weltpolitik nicht verantwortlich, darum laß Dich draußen im Felde in der Ferne alle die Fragen nicht quälen, ob es so kommen mußte, wie es kam. Das kann heute noch Niemand überschauen. Du hast Dich entschlossen, dem Vaterland zu dienen. Das ist die Grundlage Deiner Gesinnung auf dem gefährlichen Wege. Nicht die Diplomatie ist Dein Fach, sondern der Dienst an der Kanone. Du wirst drüben auf einem der Stangenpferde sitzen, und wenn Jemand von der Kanone weggeschossen wird, dann trittst Du an seine Stelle, dann schießt Du nach bestem Wissen und Können auf chinesische Menschen und Mauern. Das ist Dein Beruf, den Dir jetzt Gott gegeben hat, und in dem Du ein völlig gutes Gewissen haben sollst. Das letztere ist mir die Hauptsache, denn ich kenne Dich und weiß, wie leicht Du zweifelst, auf dem richtigen Wege zu sein. Gehe getrost! Die erste sittliche Pflicht,

die wir alle haben, ist die Selbsterhaltung unseres Volkes. Wenn jetzt, nach dem Gesandtenmord, die Deutschen nicht schießen wollten, würden sie sich selbst aufgeben und damit die Zukunft der Kultur, die Gott uns gab, damit wir sie pflegen sollen. Wir können nichts idealeres thun, als unseren Idealismus erhalten. Wir glauben an unsere Weltaufgabe. Nur darum können wir es den Vätern und Müttern zumuten, ihre Söhne in blühender Jugend für den Waffengang im Osten herzugeben. Ich weiß, daß Dein Vater Dir die Hand aufs Haupt legen wird und sagen: geh mit Gott!

Geh mit Gott! Das heißt: nimm Dein Gottvertrauen mit in den Krieg! Gott garantiert Dir nicht, daß Du nicht getroffen wirst, aber er garantiert Dir, daß Du mit Dir selbst im Frieden bist, wenn Du ihn als Schützer hast. Er kann Dich fröhlich heimführen, er kann Dich drüben im heißen Klima schwer leiden und sterben lassen, er wird doch bei allem und trotz allem Dein Hort und Hirt sein, wenn Du zu ihm rufst. Geh hinaus mit allem schlichten Glauben Deiner Kindheit an den Weltregenten, dem die Erde gehört und alles was auf ihr lebt und webt. Du gehst in die Ferne, Gott ist überall! Er sei mit Dir!

Gott ist überall, wo Jemand sich für etwas Großes opfert. Opfer für ein hohes Ziel sind nie vergeblich. Darum verliere die Zuversicht zur Nützlichkeit Deines Opfers auch dann nicht, wenn Du selbst darunter leidest. Du glaubst an Deutschlands Zukunft, ich auch! Du glaubst, daß Gott sie will, ich auch! In diesem Glauben gehe hin, und sei ein tapferer wackerer Kriegsmann, wie es unsere Vorfahren waren. Sie waren nicht sparsam mit ihrem Blute, wenn sie Pflichten erfüllen wollten. Wir sind ihre Söhne. Laß uns ihr Pflichtgefühl haben, ihre starke opferbereite Herbigkeit gegen sich selbst! Gehe hin, ein Kind Deiner deutschen Ahnen, ein Sohn eines Volkes, das aus Blut zum Volke ward, geh hin, halte fest, was wir alle brauchen: deutsche Kraft! Und wenn Du wiederkommst, dann kränzen wir Deine Stirn! Du hast dann für uns gestritten, hast unsere Pflichterfüllung mit übernommen! Leb wohl! Unsere Gedanken gehen mit Dir, und mit dem ganzen Eifer der Liebe suchen wir nach den Berichten, die von Dir reden könnten.

Kriegsfürbitte.

Das Gebet des Gerechten vermag viel,
wenn es ernstlich ist.

Brief des Jakobus 5, 16.

Als vor 30 Jahren unsere Truppen nach Frankreich eilten, wurde ein allgemeiner Kriegsbettag angesetzt. Das ältere Geschlecht weiß noch von diesem Tage zu reden, an dem in Stadt und Land ein ganzes Volk einmütig sein Gebet zum Himmel sendete. Es war ein großer, tiefbewegender Tag. Die Mobilmachung hatte bis in jede Familie hineingegriffen. Auf allen großen Linien fuhren die besten Söhne des Vaterlandes. Nord und Süd wurden in wenigen Tagen eine geistige Einheit. Damals konnte, mußte Deutschland beten: Aus tiefer Not schrei ich zu dir, Herr Gott, erhör' mein Rufen! Dieser Kriegsbettag war religiös weit kräftiger, als später die kirchlichen Siegesfeiern. An ihn erinnert des Kaisers Aufforderung zur Fürbitte für den Krieg in China. Noch ist von dem Krieg in weiter Ferne das ganze Volk nicht so bewegt wie damals von dem Dröhnen der Geschütze am Rhein, aber das Gefühl, daß wir nach drei Jahrzehnten des Friedens ernsten Entscheidungen entgegengehen, wird mit jedem Tage stärker. Es sind genug Familien, die ihre Söhne auf dem Wasser haben und bald in Feindesland wissen werden. Uns alle beschäftigt das Schicksal dieser Tausende und das Geschick der Tapferen, die Monate hindurch zwischen Tod und Leben hangen. Jetzt ist nicht Zeit, zu zanken und zu hadern, jetzt ist Zeit zu ernster Zusammenfassung des Volkswillens, denn die Würfel sind gefallen. Wir müssen kämpfen. Wie lange, weiß Gott!

Nicht darum werden wir beten können, daß das Evangelium durch die Waffen verbreitet werde, denn wir wissen, daß das Evangelium nicht durch das Schwert getragen sein will. Was wir erbitten, ist irdischer Natur, wir bitten Lebensrettung und Sieg für die Unsrigen. So gut wir aber berechtigt sind, für Gedeihen der Saat, für Erfolg in der Kinderzucht, für Verminderung von Armut und Not zu bitten, so gut sind wir

berechtigt, unsere Waffen unter den Segen des Gebets zu stellen. Der Kampf der Waffen ist keine Sache, deren sich ein Volk vor seinem Gott zu schämen hat. Wenn Gott uns Deutsche trotz Sturm und Wogendrang zum Volk hat werden lassen, dann will er auch, daß wir dieses Volkstum erhalten. Er ist ein Gott der Lebendigen, der Lebensfähigen, der Vorwärtsschreitenden. Auch die Israeliten haben zu ihm gerufen, wenn sie Stammeskriege durchfechten mußten, und Moses, der Prophet und heilige Gesetzgeber seines Volkes, hielt betende Hände hoch, als drunten im Thal die Waffen seines Volkes klirrten. Das neue Testament bietet kein Kriegsgebet, aber Gott ist nicht nur im neuen Testament. Wo neue Menschheitsgestaltungen kommen, da ist etwas von dem Finger dessen im Werke, der aller Menschheit Pfade leitet. Wer da glaubt, daß er unser Volk noch weiter brauchen will, der spreche zu ihm: Herr Zebaoth, stehe uns bei!

Auch die Chinesen beten zu ihren Gottheiten, und hinter diesen Gottheiten steht im Grunde derselbe eine Herr, der Himmel und Erde gemacht hat. Es giebt in der Welt nur eine Stelle, an die sich Gebete wenden können. Daß nicht beider Seiten Gebete in gleicher Weise erhört werden können, ist klar. Aber das ist nicht Menschensorge. Unsere Sorge ist, daß wir auf dem rechten Wege sind, indem wir unsere Kraft durch unseres Volkes Gebete stärken. Wir sind nicht verantwortlich für die Weltregierung, aber für unsere deutsche Pflichterfüllung. Diese Pflichterfüllung erfordert den Aufblick zu dem, von dem alle Pflichten kommen. Unsere Entwicklung hat uns mit Notwendigkeit in diesen Krieg hineingeführt. Jetzt, wo er da ist, ist er eine Last, die wir alle mit Hand und Herz zu tragen haben. Hilf uns, Herr, daß wir sie recht tragen, voll Gemeinschaftssinn, Opferfreudigkeit und Hingebung, voll Zuversicht auf den Gang der Geschichte, die uns zum starken Volke machte, voll Gelöbnis neuer Treue und Gerechtigkeit vor dir! Hilf uns, daß wir nicht auf unsere Kraft trauen, ohne daran zu gedenken, daß du sie gegeben hast und wieder nehmen kannst! Hilf Herr denen, die in der Ferne für uns kämpfen, leiden und sterben! Gieb ihnen ein gutes Gewissen und festen Mut! Hilf ihren Eltern und denen, die sie lieben! Herr erbarme dich! Amen.

Ein Rätsel.

Er erbarmt sich, welches er will, und verstocket, welchen er will.

Brief an die Römer 9, 18.

Was ist der einzelne Mensch in Gottes Hand? Ist er mehr als ein Soldat mitten im Armeekorps für den Kommandierenden? Dieser Soldat kommt im Gehirn seines Chefs nicht als Einzelner in Betracht, obwohl sein Einzelschicksal von diesem Chef abhängt. Der Feldherr bestimmt, was das Regiment machen soll, das weitere verläuft dann unterhalb seines Wollens. Hundert Mann werden beordert, einen Busch zu halten; zwanzig von ihnen fallen. Wer diese zwanzig sind, weiß nicht einmal der Gruppenführer. Aber auch der Gegner weiß nur, daß er auf die Hundert schießt. Wen er tötet, weiß er nicht. Wer also hat es schließlich gewollt, daß gerade dieser junge Mensch am Rande des Gebüschs verblutet? Es existiert kein Menschenwille, der diesen einzelnen als solchen töten wollte. Wer hat es gewollt, daß gerade er fiel? Wir sagen: das war Gottes Wille!

Von zwei Kindern, die auf derselben Schulbank saßen, wird eins fromm und das andere unfromm. Wie kam das eigentlich? Wer hat das gemacht? Kein Mensch hat es gemacht. Der Eine kam in diese Stadt, der Andere in jene, der Eine kam in ein gläubiges Haus, der Andere in atheistische Umgebung. Es war nicht so, als ob der Eine sich seinen Pfad so gesucht hätte, der Andere so, nein, beide wurden geschoben, wurden in ihrem Innenleben Ergebnisse von Einflüssen, die sie nicht gesucht hatten, die weder ihr Wille noch der eines andern Menschen herbeigeführt hat. Wer hat das gemacht? Sagen wir auch in diesem Falle: Es war Gottes Wille?

Es wird uns schwer, den Weg zum Unglauben auf Gott zurückzuführen. Schon den Apostel Paulus beschäftigte diese Schwierigkeit. — Er sah die Blindheit und Verstocktheit seines Volkes gegenüber dem Evangelium. Das Volk der Verheißungen lehnte den gekommenen Messias ab. Wie ist das möglich?

Giebt es in der Welt Dinge, die Gott nicht will, die aber doch geschehen, oder ist alles von einem einheitlichen, alle Einzelheiten durchdringenden Willen abhängig? Paulus entscheidet sich für das Letztere und erinnert sich dabei eines alten göttlichen Wortes, das Moses gehört hat: „Welchem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig, und wessen ich mich erbarme, deß erbarme ich mich". Dieses alte Wort, das die souveräne Willkür des obersten Willens auf das kürzeste ausdrückt, begleitet er dann mit der logisch richtigen, aber sachlich höchst schwierigen Folgerung: „es liegt also nicht an Jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen." Das heißt also: wir sind nur Wolken, die vom Winde geblasen werden, Sandkörner, die die Woge rollt, Moleküle, die im Hochofen schmelzen. Was aus uns wird, ist nur Gottes Wille. Ob auch sein spezieller Wille? Sucht er sich die Kinder der Verdammnis im Einzelnen aus? Paulus spricht nicht vom Einzelnen, sondern vom Volk. Der Einzelne wird erwählt oder verworfen, weil er oder dadurch daß er zu diesem Volk oder jener Volksgruppe gehört. Eine harte Lehre, die der Apostel mit dem Satze erklärt: Hat nicht ein Töpfer Macht, aus einem Klumpen Thon sowohl Ehrengefäße wie niedrigen Hausrat zu formen? Gott ist der Töpfer, wir sind der Thon! Das ist sehr verständig, aber nur wenig tröstlich. Es fehlt der Freudenklang des Evangeliums: siehe ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird! Was nützt das Evangelium denen, die der ewige Töpfer wegwirft?

Hier stehen wir vor einem der alten ewigen Rätsel der Menschheit. Es ist unmöglich, in unseren Begriffen die Logik des unendlichen Gottesbegriffes mit den Bedürfnissen einer freien, an alle Menschen dringenden Heilsverkündigung zu vereinen. Auch Paulus hat es nicht gekonnt. Er spricht zu dem Einzelnen, als ob sein Wollen und Laufen einen seligen Zweck habe, und nimmt dann doch wieder diesen Zweck hinweg. Es bleibt eine „Antinomie", das heißt ein Dunkel des Glaubens, für das es keine einleuchtende Lösung giebt. Wir müssen das Dunkel anerkennen, wollen aber lieber auf eine völlige Welterklärung verzichten, als auf den Glauben: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde. Der Gott, der dieses will, das ist der Gott, auf den wir hoffen.

Eine Traurede.

Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig
in Trübsal, haltet an am Gebet.
Brief an die Römer 12, 12.

Es ist kein eigentlicher Ehestandstext, den ich euch vorlege, sondern ein Wort, das für alle Menschen in allen Lagen gilt, euch aber soll es den Bund für's Leben festigen helfen. Fröhlich seid ihr beide zwar auch schon ohne besondere Ermahnung. Es hat in diesen letzten Monaten nicht großer Kunst bedurft, um eure Augen leuchten zu machen, und heute singt ihr mit allem Glanze junger Hoffnung euer „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut, dem Vater aller Güte!“ Gott erhalte euch diese natürliche Jugendfröhlichkeit so lange als möglich! Ihr selbst sollt sie pflegen wie eure beste Hochzeitsgabe. Es sind unseres Gottes liebste Kinder, die ein sonniges Angesicht haben. Heute aber soll ich mehr thun als euch in eurer Jugend- und Liebesfreude ein inniges Glückauf der Mitfreude zurufen. Ich sehe euch einen Weg gehen, den schon Hunderttausende vor euch gingen, und alle Blumen dieses frohen Tages können mir nicht verbergen, daß auch ihr werdet kämpfen müssen, mit euch selbst, vielleicht mit einander, sicher mit eurem Schicksal. Zwei Willen sollen ein Wille werden. Das ist kein ganz leichtes Stück Arbeit. Inmitten einer bereits besetzten Welt wollt ihr euere Heimat schaffen, euer Brot suchen, ihr wollt eine Familie für euch sein. Diese neue Familie soll ihren Geist und ihre Lebensbedingungen erst finden. Heute flattern alle Segel eures Bootes. Wer weiß, ob ihr nicht bald schon klagt, die See gehe für euch zu hoch. Jetzt kann euch kein Kahn einsam genug sein. Es ist möglich, daß ihr zwei euch zeitweise recht einsam vorkommt, verlassen wie zwei Schiffsbrüchige auf einer Planke. Das alles sage ich nicht, euch Angst zu machen. Alle Angst sei verbannt! Euer Kahn heißt „die Hoffnung“. Eure Losung heißt: „allezeit fröhlich!“ Nur denkt nicht, daß man mit Liebe allein alle Wellen glätten kann! Ihr müßt einen stärkeren Grund eurer Hoffnung haben, als eure Harmonie, die wir heute

feiern. Eure Hoffnung steht bei dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat, der euch geschaffen und erhalten, der euch zusammengeführt hat. Er wird es machen. Zu ihm wollt ihr gemeinsam kommen, wenn eure Freude sich umwölkt. Recht so, geht hin! Eure Eltern und all die Lieben, die um euch herum sitzen, können euch nichts besseres sagen als: lernet auf den ewigen Vater hoffen! Das ist ein Urgrund, aus dem die Lebensfreude immer neu hervorquillt. Wer an Gott glaubt, ist geduldig in Trübsal, er spricht: mein Vater sitzt am Steuer. Ich will heute nicht von Trübsal reden, als ob sie da wäre. Eins nur bitte ich euch: wie man kein Schiff ausfahren läßt ohne Vorkehrungen selbst für den schlimmsten Fall, so laßt auch eure gemeinsame Fahrt nicht beginnen, ohne den Rettungsring „Geduld" an die Seitenwände eures Fahrzeugs zu hängen. Es muß von vorn herein die Absicht bestehen: wir wollen aushalten! Eine Hochzeit ist ein Tag der Hochglut für das doppelte Metall, das zusammengeschmolzen wird. Ihr reicht euch die Hände bis zum Tod. Schon in diesem kurzen Worte der Trauformel ist genug gesagt: „bis daß der Tod euch scheide". Er soll euch zusammensitzend finden, Hand in Hand wie heute, und eure fürsorgende Geduld soll ihm das Herankommen erschweren. Fröhlich und geduldig wollt ihr ein tapferes Ehepaar werden, das lachen kann, wenn die Sonne scheint, und die Zähne aufeinanderbeißen und fest durchhalten, wenn der Nebel euch umflutet und unsicher macht. Um das aber zu können, haltet an am Gebet! Heute wird euch das Beten von selbst leicht sein, aber selbst wenn es in Zukunft nicht so ganz von selber gehen will, laßt es nicht fahren. Es liegt ein unendlicher Segen in der unaussprechlichen Verbindung betender Menschen mit dem ewigen Trost. Geht mit Gebet ins neue Heim und laßt die kleine ewige Lampe eurer Bitten nie ganz erlöschen! Ihr milder Schein vertreibt die Gespenster der Sorge, des Mißtrauens, der Eifersucht. Gott ist da, wo er angerufen wird. Er sei und bleibe mit euch! „Zieht in Frieden eure Pfade, mit euch des großen Gottes Gnade und seiner heil'gen Engel Wacht!" Ihr wollt zusammengehören. Nun gut, so gebt euch das Gelöbnis im Lichte Gottes! Er segne euren Ausgang und Eingang von nun an bis in Ewigkeit! Amen.

Was sagten die Leute?

Des Menschen Sohn ist kommen, isset und trinket, so sagen sie: siehe wie ist der Mensch ein Fresser und ein Weinsäufer, der Zöllner und der Sünder Geselle!

Evangelium des Matthäus 11, 19.

Allen gefallen geht nicht. Weder der Kleinste noch der Größte bringt es fertig. Ein junges Bürschchen drückt sich und schickt sich, ist demütig und kleinmütig, weil dem armen Wicht seine Mutter den Rat mit auf die Welt gab, den Mund nicht aufzuthun. Denkt ihr, daß er es mit seiner Bescheidenheit allen recht macht? Es heißt, er sei nicht keck und dreist, wie es Burschen sein müßten. Und wird er dann einmal, nur einmal etwas kühn, dann wirft man ihn in seine Ecke zurück und sagt, es sei unerhört, daß er so frech sei. Nun sitzt er in seiner Ecke und simuliert, wie er eigentlich sein müsse. Er hat das innere Bedürfnis, allen zu gefallen, aber es geht nicht.

Und oben, auf den Höhen der Menschheit, da beugen sich die wohlgepflegten Häupter der Kammerherren und wiederholen bis zum Ermüden: eine glänzende Idee, ein entzückender Einfall, ein geniales Auftreten! Wenn man nur die Worte nimmt, so gab es nie ein Wesen, das allen so sehr gefiel, als der, zu dem sie das sagen. Öfter aber schon ist in der Weltgeschichte ein derartiger Kammerherrenschleier zerrissen worden. Auch der Höchste kann nicht allen genügen. Er mag sich drehen und wenden wie er will, so wird Jemand hinter seinem Rücken stehen, ein Unzufriedener.

Dieses allgemeine Menschenschicksal folgte auch dem Heiligsten und Besten, den die Erde erlebte. Jesus kam, voller Gnade und Wahrheit; sein Weckruf war in den Anfangszeiten seines Wirkens mild und hoffend; er half Kranken und tröstete gebrochene Herzen, auch er aber fand nicht allgemeinen Beifall. Hinter ihm her kletterte die Nachrede an den Bergen hinauf,

mit ihm stieg sie ins Thal, um seine Hütte herum erfüllte sie die Luft: er ist ein Fresser und Weinsäufer, der Zöllner und Sünder Geselle! Johannes, der Täufer, war vorher gekommen und hatte Heuschrecken und wilden Honig gegessen, da hieß es von ihm: er hat den Teufel! Jesus kam, aß, trank, war kein Verächter guter Gaben Gottes und kein Verächter verachteter Menschen, da lief die gute, fromme Gesellschaft hinter ihm drein und erzählte sich Ungeheuerliches von dem, was er that und von denen, mit denen er ging.

Ist es nicht für uns alle, Mann und Frau, sehr tröstlich zu lesen, daß Jesus dieses erlebt hat? Es finden sich so viele Menschen von zartem Gemüt, die unter dem Druck der sie umlaufenden Geschwätze fast ihres Lebens Freudigkeit verlieren. Ihnen sagt das Heilandsbild: sieh her, ich litt alle Arten von Menschenleid, ich kenne auch dein Leid! Er ließ die Menschen reden, ließ sie reden, bis er am Kreuze hing, und ging seinen Weg, ob man sagen mochte, er habe den Teufel oder er habe ihn nicht. Er soll uns stärken in der inneren Freiheit, die ein gutes Gewissen vor Gott haben kann. „Unverzagt und ohne Grauen soll ein Christ, wo er ist, stets sich lassen schauen.“ Jesus ist unter den Vorwürfen seiner Umgebung hindurchgegangen, wie man unter dem Luftdruck der Atmosphäre einherschreitet. Dieser Druck ist ein Teil des Daseins. Seid fröhlich und getrost, so sprach er, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei übles wider euch, so sie daran lügen! Seid fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel wohl belohnet werden, denn also haben sie verfolgt die Propheten, die vor euch gewesen sind!

Wo sind sie jetzt, die über Jesus redeten? Nur durch ihn ist ihre Erinnerung in die Zukunft hineingekommen. Ihre Unwahrheiten sind zerronnen, und Jesus steht für die Ewigkeit über aller Verleumdung. Einst schien er ihrem gemeinsamen Drucke erliegen zu müssen, aber Gott war mit ihm. Bei wem Gott ist, der überwindet die Menschen. Heute sind seine Nachredner der Schatten geworden, von dem sich sein lichtes Bild abhebt. Und das was einst Schmach war, ist jetzt seine Ehre: der Zöllner und Sünder Geselle!

Der Übermensch.

Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren.

Evangelium des Matthäus 16, 25.

Der jetzt verstorbene Friedrich Nietzsche schreibt gelegentlich: „Die größten Ereignisse, das sind nicht unsere lautesten, sondern unsere stillsten Stunden", und erklärt dieses Wort, indem er sagt: „Nicht um die Erfinder von neuem Lärme, um die Erfinder von neuen Werten dreht sich die Welt, unhörbar dreht sie sich". So spricht ein Mann, der an die Hoheit des inneren Lebens glaubt, und selbst wenn er der „Antichrist" war, so ist in dieser Beurteilung das Christentum mit ihm einig.

Es ist viel, was er gegen Gott und die Götter sagt. Eben lese ich bei ihm: „Alle Götter sind Dichter-Gleichnis, Dichter-Erschleichnis." Dieser Art hat er hunderterlei Worte geredet, die ich nicht wiederholen mag. Aber für das Innenleben hat er doch Sinn gehabt. Er sagte: „Die stillsten Worte sind es, welche den Sturm bringen. Gedanken, die mit Taubenfüßen kommen, lenken die Welt." Er suchte die Einsamkeit großer Gedanken: „Wer auf den höchsten Bergen steigt, der lacht über alle Trauer-Spiele und Trauer-Ernste."

Viele Menschen kommen nie zur Stille. Um viel zu sehen, sehen sie von sich ab. Selten nur sehen sie in sich hinein. Wartend auf seine Stunde aber sitzt der einsame Denker und redet als einer, der Zeit hat, zu sich selber. „Niemand erzählt mir neues, so erzähle ich mir mich selber." In seiner Stille findet er, daß er nicht weiß, was alle zu wissen glauben, da findet er auch das merkwürdige ihm eigene Geheimnis: „Der Mensch ist etwas, das überwunden werden muß."

Auch Jesus sagte, daß der Mensch etwas ist, das überwunden werden muß, aber er sagte es anders. Was er über-

winden wollte, war der Pharisäer, und was hier überwunden werden soll, ist der Christ. Aber da der Christ so oft zum Pharisäer geworden ist, giebt es auch hier Fäden der Verbindung mitten im Gegensatz. Beide wollen den Menschen aus der Lüge heraus zur Wahrheit heben: „Wahr sein, das können wenige! Und wer es kann, der will es noch nicht! Am wenigsten aber können es die Guten." Wer denkt da nicht daran, daß er sich hüten soll vor dem Sauerteig der Pharisäer?

„O, meine Brüder", so lesen wir, „bei wem liegt doch die größte Gefahr für aller Menschen Zukunft? Ist es nicht bei den Guten und Gerechten? — als bei denen, die sprechen und im Herzen fühlen: „wir wissen schon, was gut ist und gerecht, wir haben es auch; wehe denen, die hier noch suchen!" Und waren es nicht neunundneunzig Gerechte, über die schon einst im Himmel weniger Freude war, als über einen Sünder, der sich umdenkt?

Ein reiner Wille läßt sich nicht genügen, alte Wahrheit in der Hand zu halten, wenn sie kalt geworden ist. „Wo ist Unschuld? Wo der Wille zur Zeugung ist! Und wer über sich hinaus schaffen will, der hat mir den reinsten Willen." Reiner Wille heißt, dem Werdenden dienen. War nicht auch Jesus ein Zerbrecher von Tafeln, wenn er sprach: Moses hat euch dieses oder das geboten, ich aber sage euch?

Er wollte den Heiland seiner Kindheit nicht mehr kennen, aber Niemand, der etwas von ihm besaß, kann Jesus ganz verlieren. Es kann Niemand ein Umwerter aller Werte sein, ohne in den Fußtapfen des größten Umwerters menschlicher Werte irgendwie zu bleiben. Tiefer als Jesus hat Niemand gesagt, daß der Mensch aus sich heraus muß, um Mensch zu werden. Er war und ist und bleibt der Meister der Erneuerung der Welt, der unvergängliche Gottesprophet des Lebens, der gegen alle kleinliche, ärmliche, gewöhnliche Selbsterhaltung den kühnen Wurf schleudert: wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren! Jesus gehört nicht zu denen, mit denen er oft zusammen gedacht wird. Diese rufen zwar Herr, Herr! er aber will zu ihnen sprechen: Weichet von mir, denn ich habe euch nie erkannt, ihr Übelthäter.

Selbstliebe.

Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst!

Evangelium des Matthäus 22, 39.

Du sollst dich lieben! Es scheint, daß es unnötig ist, dies erst zu sagen und zu schreiben, aber je länger man Menschen kennen lernt, desto zweifelhafter wird man, ob die Mehrzahl von ihnen auch nur sich selbst liebt, geschweige denn ihre Nächsten. In gewissen Augenblicken zwar liebt jeder ohne Ausnahme sich selbst. Er will sich retten, wenn die Flammen das Haus umlohen, sich rechtfertigen, wenn die Verleumdung ihn umbrandet, sich speisen, wenn der Hunger die Stunden zu Tagen verlängert. Dieser von Gott den Menschen eingesetzte Selbsterhaltungstrieb arbeitet aber sehr unregelmäßig. Oft versagt er völlig. Es giebt junge und auch alte Leute, mehr aber junge, die für den Wert ihres Lebens gar kein Auge haben. Ihnen ist noch nicht einmal die Liebe zu sich selber aufgegangen, sondern sie schlendern ziellos, gedankenlos durchs Dasein, unbekümmert, wann und wo sie in den Sumpf geraten oder am Abgrund ausgleiten. Nicht von denen soll das gesagt sein, die um irgendwelchen Zieles willen ihr Dasein aufs Spiel setzen und sei dies Ziel ein Sport. Wer irgend ein ihn beherrschendes Ziel hat, der liebt sich, denn er hat wenigstens ein Ich, für das er sorgt. Aber die, die nur in den Tag hineinleben, die lieben sich selbst nicht.

Du sollst dich lieben. Mit ganzer Aufmerksamkeit sollst du fragen, was dir selbst wirklich gut ist, worin deine Aufgabe besteht, was dich fördert, bessert, beseligt. Das bloße Geldverdienen macht es nicht, denn mit Geld allein wirst du deine Vollkommenheit nicht erreichen. Liebe den Engel, dem Gott in dir Wohnung gab! Gieb dich nicht selbst auf, als seiest du verloren! Halte etwas von deiner Hoffnung, von deinem Leben und deiner Seele. Erhalte dich, so gut du kannst! Damit

aber dieses Gebot nicht zum Schaden werde, darum heißt es weiter: liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Ohne diese Fortsetzung kann deine Selbsterhaltung nicht rein und frei sein, denn du bist ja nichts für dich allein. Du bist ein Teil der andern. Wenn du dich lieben wolltest ohne die andern, so würdest du nicht dein ganzes Ich lieben, sondern nur ein kleines Spezial-Ich, deine Einseitigkeit, deine Eitelkeit und deine private Genußsucht.

Deinen Nächsten sollst du lieben, um ganzer voller Mensch zu sein. Wer nur sich liebt, liebt nur einen Tropfen der Menschheit und oft nicht den hellsten und klarsten. Nur sich lieben, ist geistige und sittliche Enge. Wie kannst du eine volle Menschenseele haben, wenn du immer nur auf das eine Fenster schaust, wo gerade dein Kopf heraussieht? Um deiner selbst willen liebe den Nächsten, und um der anderen willen liebe dich! Liebe dich so, wo dich die anderen brauchen können, als ein Glied am Körper der Gesamtheit!

Lieben heißt schaffen wollen. Wenn du dich liebst, so liebst du den neuen Menschen, der in dir entstehen will, du liebst nicht den „alten Adam", sondern das Kind Gottes, das aus diesem alten Adam erwächst. Wie aber kannst du deinen neuen Menschen lieben, ohne das Urbild aller Erneuerung ins Herz zu fassen! Um dich wahrhaft lieben zu können, mußt du Jesus lieben.

Hat nicht auch Jesus, indem er die Brüder liebte, sein eigenes ewiges Selbst geliebt? Er wollte die Menschen zu sich führen. Kommt her zu mir! Bekennet mich vor den Leuten! Traget Verfolgung um meinetwillen! Bittet den Vater in meinem Namen! Verlasset Vater und Mutter und folget mir! Sein Ich ist mitten in seiner Arbeit drin. Er ist der Weinstock, das Brot, der König, der Hirte, der Messias. Er liebte seine Aufgabe. Während er den Körper am Kreuze zermartert fühlte, kämpfte er für sein inneres heiliges Ich. Dieses Ich empfahl er Gott, als er am Schlusse seines blutigen Kampfes rief: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.

Die Abendglocke.

Siehe, der Hüter Israels schläft
und schlummert nicht!
Psalm 121.

Schon sinkt die Sonne zeitiger. Freundlich und gütig zog sie sich hinter die dunklen Berge zurück, und der Heimweg wurde dämmernd und kühl. Die Obstbäume vor den Bauerhäusern bekamen einen schweren, träumenden Schlaf, und die Blumen am Wege versanken in die Farblosigkeit. Die Gartenpforte lag im grauen Düster, und schon brannte zu Haus im Unterzimmer ein erstes Licht. Da fängt das Glöcklein an zu klingen. Beim ersten Ton denkt man unwillkürlich an das weiße Kirchenhaus mit dem Schieferdach und dem hellen Turm, an die Kreuze und Gräber rings herum und an das hohe steinerne Bild des Gekreuzigten an der Pforte zum Kirchhof. Dadurch bekommt die Glocke ihren Inhalt. Es ist nicht der bloße metallene Klang, dessen einfache Melodie das müde, verdämmernde Bergthal durchwallt, der uns bewegt. In diesem Klang singt und summt eine lange Geschichte von einst bis heute.

Einst wohnten hier Heiden, wild und waldgewohnt. Was sie in ihren Seelen hatten, weiß man nicht, denn unsere Seelen sind fern von den Geistern derer, die hier die ersten Höfe bauten. Dann kamen die deutschen Kolonisten mit dem Kreuz und allen Heiligen in die slavischen Wälder. Vom Kloster aus breiteten sie das Heil an den Bächen aus, die zwischen den alten Bäumen in die Thäler rannen. Die Glocken begannen zu rufen: Gelobt sei Jesus Christ! und das Echo der Berge antworte: in Ewigkeit! Amen.

So ging es lange, bis der neue Glaube kam. Jetzt hieß der Glockenklang nach Wittenberger Art: Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen! Auch zu diesem

Klang riefen die blaugrauen Höhen ihr Amen. Hundert Jahre oder mehr waren die Seelen derer, die hier wohnten, evangelisch. Dann wurden sie wieder katholisch. Die zurückgedrängten alten Überlieferungen drängten sich neu vom Süden über die Gebirge. Die Glocken klangen: Ave Maria! Der Glauben änderte sich, die Menschen aber blieben im Grunde dieselben, Herzen voll von Bedürfnis nach ewigem Halt im zeitlichen Kampfe. Ihr Kopf war nicht stark genug, um das Ringen zweier Weltanschauungen in sich zu verarbeiten. Sie lagen wie Kiesel im Bach, wenn die Wellen der Zeitströmungen über sie hinweggingen. Eins aber blieb und bleibt: Vater unser, der du bist im Himmel!

Die Glocke ruft zu einem Augenblick der inneren Ruhe. Vergiß, o Herz, die Formen und Gestalten und suche den Kern des Glaubens! Vergiß deine eigene Unruhe und alles, was dich drängt und sorgt! Es giebt ein Vaterherz im Hintergrund der Dinge. Dies Herz sucht dich, es sucht dich heut. Wie der Ton der Glocke in allen Schatten hineinklingt, so dringt die suchende ewige Liebe bis in die Risse und Ritzen deines Wesens. Der Herr geht über die Weide und schaut nach seiner Herde. Kommet zu Jesu!

Und nun wird es still. Das Thal ist zur Nacht eingesegnet. Die Kinder schlafen, und bald wird alles ruhen. Hier im Gebirge ist die Nacht noch Nacht. Die weichen Lichter des Mondes umkräuseln die Wolken und spielen um die Wipfel der Bäume im Garten. Gott giebt die Nächte, damit wir die Tage ertragen können. Der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht. Und ob ich wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, dein Stecken und Stab trösten mich. Wer weiß, welche Mütter jetzt in dieser Nacht an Kinderbetten wachen? Wer weiß, welche Väter jetzt über ihre Kinder sorgen? Es mag manche dunkle Kammer geben, in der die Dunkelheit die Menschenseufzer verschlingt. Aber schließlich kommt ihnen allen der Schlaf, die Gabe Gottes für müde Seelen. Geh hin, du Nacht, und breite dich aus, eine Decke über das Leid, ein Schleier Gottes über die Thränen! In der Nacht waltet der Herr. Ihm sei die Ehre in Ewigkeit! Amen.

Was ist der Mensch?

Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und des Menschen Kind, daß du dich seiner annimmst? Psalm 8, 5.

Was ist der Mensch so gar wenig! Da sitzen sie in der Ecke und pflegen sich, als ob sie die edelsten Gewächse unter der Sonne wären! Ein junger Mensch, geistig kaum halbreif, hüllt sich in Würde und förmliche Ehrerbietung vor sich selbst. Was betet er eigentlich an, wenn er sich behandelt wie einen marmornen Apoll? Die Mädchen machen ein Wesen um ihre Spitzen und Kettchen, Augen und Löckchen, sie kommen sich so wichtig vor wie eine halbe Welt. Die Ratsherren, deren Rat mit Unrat gemischt zu sein pflegt, spazieren auf dem Pflaster vor der Stadtkirche, wie Erzpropheten göttlicher Weisheit. Die Gelehrten laufen mit ihren Philosophien und Philologien am Kanal auf und ab und halten ihren armen Körper warm, damit die Wissenschaft keinen jähen Verlust erleide. Die Pastoren predigen wie Thürhüter Gottes, sind aber für jeden Tag froh, wo sie noch nicht durch die Pforte der Ewigkeit zu gehen brauchen. Die Kaufleute thun wichtig um die Prozente und Pfennige, als sei der Kurszettel das Ziel der Weltschöpfung. Die Arbeiter gießen ein paar Ofenroste und sagen dabei, daß sie die Kultur entstehen lassen. Die Bauern jammern über jede Wolke, die sie nicht gerufen haben, als müßten sich die Wetter Europas nach ihren Rübenfeldern richten. Die Ehemänner wollen die Herrgöttle ihrer Weiber sein, die Frauen wollen der Menschheit erst den rechten neuen Odem einblasen. Kein Sänger gönnt dem andern seinen Ruhm, kein Maler glaubt an seines Nachbars Farben. Wie Störche stolzieren die Dichter durch das Hühnervolk der Philister. Alles spreizt sich, bläst sich auf und gießt sich selber das Salböl der Würde über den Nacken. Wie Dante, der Erhabene, sich selbst am Taufstein seiner Jugend den Lorbeerkranz aufs Haupt setzen wollte, so wollen hunderttausend brave, saftlose Menschen sich mit eigenem Kohl das eigene Haupt umkränzen, vergessend, was sie sind und können. Überall ist mor-

sches Menschenholz blank anlackiert zu finden. Was ist Menschenstärke, Menschenwerk? Hat nicht der alte König Salomo Recht: alles ist eitel? Wir suchen und finden nicht, wir sagen und wissen nicht, wir lachen und freuen uns nicht, o vanitas vanitatum, Menschentum, Narrentum! Wie im Traum gehen wir durch den Jahrmarkt des Lebens, sehen die Affen springen, die Gaukler schweben, die Athleten ihre Zentner heben, die Dirnen tanzen, die Kassierer rechnen, die großen Händler lächeln, die kleinen zanken, die Diebe stehlen, die Bettler betteln, die Schwachen hungern, die Starken prassen, und plötzlich einmal kommt uns das alles wie gemalte Thorheit vor, und wir fragen uns selber: das da, ist das das Leben? Wozu Jugend und Alter, wozu der kurze Flug der Mücke über die Pfütze, wozu Erhitzung und Anstrengung? Alles vergeht, setz' dich ans Ufer und hänge die Beine ins Wasser! Das ist noch gerade so gut wie jedes andere Thun. Oder weißt du etwas besseres über das Dasein zu sagen?

Wer keinen Gott hat, für den ist thatsächlich die Welt ein Schauplatz des Unverstandes. Man kann wohl ohne Gott leben, aber das Leben ist auch danach, es ist sinnlos, zwecklos. Was in aller Welt kann den vor Verzweiflung bewahren, der des Erdendaseins Nichtigkeit erkannt und keine höhere Hoffnung hat? Nur der Glaube, der in allem öden Getriebe die Enthüllung einer unendlichen, ewigen Seele findet, kann eine Befriedigung gewähren. Aus der Tiefe rufen wir Gott zu dir, aus der Schattenhaftigkeit zur Wesenhaftigkeit, du wollest uns erhören, daß wir deines Lebens einige Tropfen genießen. Weil du, o Gott bist, hat die Welt einen zusammenhängenden Inhalt. Unser Leben ist zu arm und klein, ihr diesen Inhalt zu geben. Du bist das A und O, der Anfang und das Ende. Von dir, in dir und zu dir sind alle Dinge. Dein Atem ist unser Werden und Vergehen. Nicht uns beten wir an, sondern dich, dessen ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit jetzt und in Ewigkeit. Herr, welche Gnade ist es, daß wir dich Vater nennen können! Was ist der Mensch, daß du sein gedenkst, und des Menschen Kind, daß du dich seiner annimmst. Erlaube uns den Saum deines Kleides zu küssen und am Blick deiner Augen selig heimzufahren zu dir!

Selige Armut.

Selig seid ihr Armen, denn das Reich Gottes ist euer!
Evangelium des Lucas 6, 20.

Der gute Wandsbecker Bote, Mathias Claudius, sagt am Anfang seines „güldenen Abc“:

Armut des Geistes Gott erfreut,
Armut und nicht Armseligkeit.

Gewiß hat er damit Recht, aber die Tiefe des Heilandswortes von der seligen Armut ist von ihm dabei kaum angerührt. Daß Jesus nicht eine Seligpreisung der Dummheit an den Anfang seiner Bergpredigt stellen wollte, glauben wir alle. Er will nicht, daß wir ein zurückgebliebenes Geistesleben als gottwohlgefälliger ansehen sollen. Was aber will er eigentlich?

Es scheint, daß schon den ersten Christen das Wort von der Armut Schwierigkeiten machte, denn es findet sich in zweierlei merkbar verschiedener Form. Im Evangelium des Lukas lesen wir:

Selig seid ihr Armen, denn das Reich Gottes ist euer,
selig seid ihr, die ihr hungert, denn ihr sollt satt werden!

Bei Matthäus aber steht geschrieben:

Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr.

Sicher wollen beide Evangelisten dasselbe Wort ihres Meisters wiedergeben. Wer aber von ihnen hat den ursprünglichsten Wortlaut? Man kann kaum anders, als die Ausdrucksform des Lucas für die ältere zu halten und zu glauben, daß die Bestimmung „arm im Geist“ eine spätere Erklärung enthält. Oder sollte erst später das geistlich gedachte verweltlicht worden sein? Das wäre möglich, wenn es auch sonst dem Entwicklungsgange jener christlichen Gemeinden entspräche, geistige Gedanken materiell zu deuten. Davon aber waren sie weit entfernt, vielmehr stets bereit, irdische Dinge nur als Symbole und Bilder für Innerliches und Himmlisches zu fassen. Selbst das „täg-

liche Brot" im Gebet des Herrn entging ja dem Schicksal der Vergeistigung nicht. Die Gemeinden scheuen sich, das Leben lebendig und fest zu ergreifen, Jesus selbst aber ist von unmittelbarer Deutlichkeit der Auffassung der Dinge. Wenn er arm sagt, meint er arm, wenn er Hunger sagt, meint er Hunger. Erst spätere Frömmigkeit glaubt, ihn schonend verbessern zu müssen, indem sie einschiebt: er meints geistlich!

Nehmen wir also an, daß Jesus einfach sagte: selig seid ihr Armen, denn das Reich Gottes ist euer! Auch so bleibt in der Sache ein Geheimnis. Wenn man nämlich „Reich Gottes" nur als Essen und Trinken, Paradies und Hochzeitsmahl, fassen dürfte, dann wäre ja die Sache leicht, dann würde nur der Umschwung von Not in Fülle gemeint sein. Gewiß hat nun Jesus von königlicher Mahlzeit, vom Trinken des Weinstocks, von goldenen Stühlen und wiedererstatteten Opfern geredet, aber Niemand wird in diesen Dingen sein Reich Gottes kommen sehen. Was ihm das Reich Gottes ausmacht, sind unzweifelhaft sittliche und unsichtbare Dinge: Gerechtigkeit, Herzensreinheit, Bruderliebe, Gottvertrauen, Vergebung. Diese Dinge spricht er den Armen zu. Wie kommen sie dazu, so gepriesen zu werden?

Gehört Jesus zu denen, die die Armut verklären, weil sie sie nicht kennen, etwa wie man vor 100 Jahren die Wilden für die besten Menschen hielt? Aber er war ja der Zimmermannssohn von Nazaret, und um ihn herum drängten sich die kranken Weiber, gichtbrüchigen Männer, mühseligen Fischer! Er wußte, daß Armut an sich nicht sittlicher macht. Der Arme ist den groben Gesetzesübertretungen näher als der Reiche. Warum also wird er selig gepriesen?

Aus der Armut heraus steigen die neuen sittlichen und religiösen Kräfte auf. Nicht daß die Armen besser wären, aber sie wollen in die Höhe, bei ihnen ist Sehnsucht und Glücksbedürfnis. Sie hören den Heiland anders als die Gesättigten. Mag es unter ihnen grobe Sünder geben, so giebt es unter ihnen auch offene Buße. Mit ihnen will der Sohn Gottes zu thun haben, teils weil sie Hilfe brauchen, teils weil sie Ohren haben, ihn zu hören. Er liebt sie, und während er Wehe über die Pharisäer ruft, stärkt er ihre Himmelssehnsucht, indem er ihnen Sättigung des Leibes und der Seele verspricht.

Sie schläft!

Weinet nicht, sie ist nicht gestorben, sondern sie schläft.

Evangelium des Lucas 8, 52.

Es ist ein beweglicher Anblick, wenn man auf einem großen Friedhof durch die Abteilung der Kindergräber geht. Grab an Grab! Jedes dieser Kinder hat eine Last von Sorge und Liebe mit hinabgenommen. Jetzt sitzen in den Straßen noch Mütter in ihren Zimmern, die dieser Kinder nicht vergessen können. Daß das Alter stirbt, ist leichter zu begreifen, aber daß soviel Jugend sterben muß, ist ein schwerer Anstoß für das Gottvertrauen vieler Seelen. Man macht sich zwar klar, daß es ganz natürliche Ursachen waren, weshalb jedes dieser Kinder starb, aber der Gesamteindruck bleibt doch, daß diese große Kinderernte des Todes etwas Unnatürliches ist. Vielleicht gelingt es dem Fortschreiten der Fürsorge und Kunst, sie zu mindern. Aber diese Hoffnung künftiger geringerer Sterblichkeit enthält wenig Trost für die, denen jetzt Kinder genommen wurden. Ihre Augen werden sich nach wie vor dorthin wenden müssen, wo Ewigkeitsverkündung ist, wo man predigt, daß die Toten leben.

Es steht unter einem dunklen Zypressenbaum ein kleines, weißes Kreuz mit der einfachen Inschrift: „sie schläft". Wie viel sagt diese kurze Inschrift! Ohne die Eltern zu kennen, versteht man ihr Herz, denn Leute, die nicht einen stillen, festen Glauben haben, schreiben nicht gerade dieses Wort auf das Kreuz. Kommt, laßt uns ein Weilchen auf der Bank sitzen, von der man Kreuz und Grab sehen kann und nochmals lesen: sie schläft!

Einst, vor langer Zeit, hatte der Oberste der Schule, Jairus, ein Töchterlein von 12 Jahren, das seines Herzens Freude war. Als sie krank wurde, hörte seine Freude auf, und als er den Tod kommen merkte, ging er zum wandernden Propheten, von

dem ganz Galiläa sprach. Er traf Jesus mitten im Volkshaufen, umflutet von Not und Begeisterung. Seine Vatersorge wollte nichts anderes, als ihn aus der Masse reißen und in das kühle Gemach seines Gehöftes führen, wo junges Leben mit dem Tode rang. Aber Jesus war schwer loszumachen. Eben stand ein armes Weib vor ihm, das noch schlechter daran war als der Schuloberste. Mit ihr mußte Jesus zuerst fertig werden. Schließlich sagte er: Sei getrost, meine Tochter, dein Glaube hat dir geholfen; gehe hin mit Frieden! Während aber diese arme Frau so ihren Frieden bekam, verlor Jairus den Rest seiner Hoffnung, denn sein Gesinde kam: bemühe den Meister nicht, denn deine Tochter ist gestorben! Also zu spät! Nein, nicht zu spät! Jesus sagt: Fürchte dich nicht, glaube nur, so wird sie gesund; weinet nicht, sie ist nicht gestorben, sondern sie schläft! Deshalb, weil Jesus erst einer armen Frau helfen wollte, geht ein Kindesleben nicht verloren. Kind, stehe auf! Da kam ihr Geist wieder, und sie stand auf.

Das war damals. Wo ist heute der Helfer? Er ist noch da, und seine Boten können Ärzte und andere Kräfte sein. Aber selbst wenn der Vorhang gefallen ist, bleibt der Zuruf: sie schläft! Ihr trauernden Mütter, hört diesen Heilandruf! Er ist wahr, und ihr braucht ihn. Für die Kirchhöfe kommt irgendwann ein Morgenrot der Auferstehung, dann, wenn auch ihr längst schlaft. Dann sagt der Engel Gottes zu dem Kind unter dem Kreuz: stehe auf!

Heimkehrend vom Friedhof sehen wir das Kindergewimmel der Straße. Wo eine Blüte sinkt, wachsen zwei neue Knospen. Gott, der Schöpfer, ist reich genug, um einige Kinder vor dem schweren Erdengange bewahren zu können; es bleiben ihrer genug. Immer neues Leben wächst aus der Menschheit heraus, neue Wellen eines unerschöpflichen Meeres. Unter den Zypressen schlafen die Einen, andere aber singen und springen, um Kraft und Lust zu sammeln für die Kämpfe des Lebens.

Flügel!

Vergiß, o Menschenseele,
Nicht, daß du Flügel hast
Emanuel Geibel.

Ist es wohl verboten, auch gelegentlich „Andachten" über Worte zu schreiben, die nicht in der Bibel stehn? Es würde für uns verboten sein, wenn es sich um Worte handelte, die dem Geist der Bibel fern sind, denn Grund und Quelle unserer Religion bleibt die heilige Geschichte, es ist aber erlaubt, wenn ein Gedanke, der durchaus im Gedankengang des Glaubens liegt, eine neuere Form gefunden hat, die sich uns leicht einprägt, weil sie eben unsere Sprache ist, nicht Übersetzung aus alter Zeit. Schon öfter wollten Sprüche und Worte von neuerem Klang an die „Hilfe" anklopfen. Sie wurden aber abgewiesen um der Sitte willen, die sich vom gottesdienstlichen Gebrauch her in die Erbauungslitteratur übertragen hat. Schließlich nach fast sechs Jahren, in denen altes und neues Testament ihre Perlen gaben, durfte ein kleines, freundliches Trostwort eines Sängers jüngerer Tage die bisher geschlossene Thür öffnen, und es ist wohl möglich, daß es nicht allein bleiben wird. Laßt's euch gefallen, ihr Freunde!

Es ist Herbst, und der Dichter giebt sich dem Herbstempfinden hin, er sah den Wald sich färben, die Luft war grau und stumm, ihm war betrübt zum Sterben und wußte kaum, warum. Im dürren Laub fühlte er die Macht des Vergehens, der Lenz ging zu Grabe, da plötzlich floß ein klares Getön in Lüften hoch: ein Wandervogel war es, der nach dem Süden zog. Der Wandervogel wird ihm zum Prediger: Mensch, du hast ja Flügel!

Herbst ist im Volke. Viele der besten Geister spinnen sich ein, die nackten Zweige der Selbstsucht recken sich kahl in die Höhe, Ostwind erdrückt das freie Hoffen, verspätete Früchte sonnigerer Epochen verkümmern, es wird kalt, und unzählig oft steigen Nebel allgemeiner Schwermut aus den Wiesen des Volkes

herauf. Wozu hilft alle Arbeit? Wozu half aller Sommerglanz der Ideale? Herbst heißt sterben, verderben, verzweifeln! Wollt ihr auch im Pessimismus versinken? Nein, nicht doch! Habt ihr nicht Flügel der Gedanken, stark genug, um euch über gegenwärtige Mühsal hinwegzutragen? Viele Menschen haben Flügel, verwenden sie aber nicht, ihr Geist ist kräftig genug, um dem Winter Trotz zu bieten, aber sie üben seine hebende Schwungkraft nicht. Seht den Vogel in den Lüften, der ins Sonnenland der Pyramiden streicht! Er will nicht sterben, er will wiederkommen, wenn ein neuer Frühling tagt. Drum, wenn die Gegenwart dich grau umwallt, gieb deinen Flügelschlag nicht auf! Vergiß, o Menschenseele, nicht, daß du Flügel hast!

Ja, aber! Ist nicht schließlich doch alles Hoffen nur eine Illusion? Wer garantiert uns, daß hinter dem Herbst des Menschenlebens, hinter Rückgang, Verfall und Verdorrung, neue Sonnen und neue Lebenssäfte warten? Bei dieser Frage führt uns der neuere Dichter zu einem der ältesten Propheten zurück. Jesaja sagt: die auf den Herren harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler. Auch er sah damals schon in seinen alten Zeiten, wie Knaben müde werden und Jünglinge fallen, aber ihn hielt das Gottvertrauen, und dieses predigte er mit der ganzen Wucht seiner prophetischen Stimme. Im Gottvertrauen lehrte er die Sinkenden, daß sie laufen können, und wurde damit ein Aufrichter seines armen, bedrängten Volkes in trostlosen Zuständen. Menschen, die an keine Vorsehung glauben, an kein ewiges, göttliches Walten, haben keine Flügel, wenn ihr Himmel grau wird, wer aber in den Dingen einen Gott sieht, wer im Chaos einen Schöpfer sucht, der findet die innere Freiheit, die stets die Quelle großer Kräfte war.

Vergiß es nicht, der du Flügel hast, daß du sie besitzest! Unendlich oft vergessen die Menschen, was für einen Untergrund von Erneuerungskraft Gott in sie hineingelegt hat. Es ist mehr in dir, als du selber glaubst! Die geheimnisvollen Sätze des Glaubens, daß unsere Schwachheit Stärke sei, offenbaren sich dem, der in Stunden der Schwachheit auf die Flügel seiner Seele wieder aufmerksam wird. Unsere Zuversicht und Burg ist der lebendige Gott, von dem, in dem und zu dem alle Dinge sind.

Gemüt und Gott.

Er, der Leben und Odem giebt allenthalben.
Apostelgeschichte 17, 27.

Haus steht an Haus, lange Reihen von Fenstern blicken von drüben auf das schmale Ende des Hafens, wie Reste eines verbrannten Waldes ragen die dunklen Stämme der Werft in den grauen Qualm, einzelne hohe Essen steigen über die gezackte Linie der Dächer herauf, vorn aber gleitet ein Dampfer seines Laufes fast müde den Lagerhallen entgegen. Eisenbahnwagen warten der Frachtung, Kohlenfuhren rollen zur Stadt, selbst Kinder schleppen Lasten, und blitzend erglüht der Draht, an dem die Straßenbahn sich vorwärts greift. Das ist in engem Rahmen das Bild des neuen Lebens, dem unser Volk von Jahr zu Jahr mehr entgegengeht. Wenn es einst hieß, daß ein jeder sitzen solle unter seinem Feigenbaum, so wohnt er heute zwischen Rauch und Rädern. Nur Wenigen ist es vergönnt, im modernen Getriebe zu schaffen, und sich dabei doch ein grünes Idyll für ihre Abende und ihre Kinder zu halten. Die neue Masse hat im Vergleich zum Volk der alten Zeit unendlich viel an natürlichem, grünem Glück und Behagen verloren. Sie haben mehr Bildung, besseren Hausrat, verfeinerte Sitten, aber weniger Himmel, Wald, Bach, Wiese, Apfelbaum. Das Glück, selber Pflanzen wachsen zu sehen, ist den Kindern versagt. Die freie Natur wird zur besonderen Sonntagsgabe und oft auch nicht einmal dieses.

Diese Änderung des Lebens muß dem Gemüt des Volkes bedrohlich werden, wenn nicht starke neue Gemütskräfte inmitten des neuen Lebens entstehen. Fast alles, was wir an Dichtung und Religion besitzen, ist tief und eng mit der lebendigen freien Natur verknüpft. Wer will Goethe verstehen, wenn er nie in der Natur gelebt hat. Augen, die nur die Menschenkaserne und das Pflaster kennen, und denen das Schweigen der Einsamkeit nie aufging, bleiben für hundert zarte Beziehungen blind, aus denen die innere Größe der deutschen Seele besteht. Und ist es anders mit dem Evangelium, der ganzen Bibel? Sie ist nicht voll von unserer

Arbeitseile, aber überall gesättigt mit den Eindrücken eines schlichten, der Natur offenen Daseins. Ihre Vergleiche sind ländlich, ihre Gebete denken an den Acker, ihr Blick sieht weiten Himmel über sich. Es ist zu fürchten, daß mit der Entfernung vom Naturleben eine Entfernung von dem Buche eintritt, das vom guten Hirten predigt, von Lilien auf dem Felde, vom Unkraut im Weizen, vom Tau des Hermon und der Rose von Saron.

Vielleicht ist das, wovon wir reden, nur eine Nebensache im ganzen Verhältnis der modernen Menschen zur heiligen Schrift, aber keine ganz nebensächliche. Der Gott in der Natur rückt den modernen Stadtbewohnern ferner, und den Gott im Menschenleben sehen sie oft nicht, weil die Verkündigung der Religion es noch zu wenig versteht, das neue Getriebe religiös zu durchleuchten. Überall, wo gemeinschaftliche Hingabe an ein großes Ziel die platte Alltagsselbstsucht überwindet, wo Menschen ihr Dasein für die Brüder oder Kinder opfern, wo Frauen einen schweren Kampf ausdauernder Treue kämpfen, wo Armut der Armut hilft, wo Pflichtgefühl Standesunterschiede bricht, wo Menschenherz bis an das Hauptbuch reicht, da wogt etwas vom Meer der Liebe, und sei es ein Restchen von ihr, wie drüben die Ecke des Hafens ein letzter Ausläufer der unendlichen Flut ist. Wenn es nur allen denen, die selbst an solchem Wasser göttlicher Kraft irgendwo sitzen, immer bewußt werden könnte, daß jedes Fünkchen wahrer Liebe eine Offenbarung ist, die auf einen großen gemeinsamen Hintergrund hinweist! Dann würde sich leichter auch im Menschen der Stadt das Gefühl einstellen: der Ewige geht vorüber! Gott ist gegenwärtig, auch im Leben der Neuzeit, aber er will gesucht sein. Suchet, so werdet ihr finden! Wer Gott suchen will, muß Menschen suchen, Menschen, denen er dienen kann, die er lieben und fördern kann. Beim kalten Nebeneinander der Menschen verbirgt sich die geheimnisvolle Kraft, die höher ist als alle Vernunft, wo aber Gemeinschaft wird, da wird Wärme, und Seelenwärme ist seelische Gesundheit. Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm.

Ein Leben voll Liebe.

> Ich wollte durch mein Leben nichts und will heute nichts als das Heil des Volkes, das ich liebe und elend fühle, wie es wenige elend fühlen, indem ich seine Leiden mit ihm trug, wie es wenige getragen haben. Pestalozzi.

Er war ein unpraktischer Mensch, der Schweizer Pestalozzi, aber dabei sehr tief praktisch. Für sich selbst war er ungeschickt, denn er wußte nicht für den anderen Tag zu sorgen. Auch leiten und regieren war nicht seine Sache. Er war in Weltdingen bis an sein Ende ein liebes, großes, wunderliches Kind. Und doch war er praktisch, denn er fand den Weg der Hilfe: Kinder retten, mit lebendiger Anschauung füllen, zur göttlichen Liebe führen! Es war sein eigenes, opfervolles Dasein unter den armen Kindern, das ihn zum Anfänger der ganzen neueren Erziehung machte. Die Gelehrten kamen und setzten sich zu den Füßen dieses Ungelehrten. Nie schrieb er orthographisch tadellos, aber was er schrieb, war Herzblut.

Es ist nicht möglich, daß alle Menschen ein Leben wie Pestalozzi führen, indem sie nichts wollen als lieben. Es muß Geschäft, Gewinn, Ordnung und Organisation sein. Inmitten des geregelten Bürgerdaseins ist es aber wie eine Oase in der Wüste, wenn eine Seele, allem berufsmäßigen Verstande entrinnend, nichts will als helfen und dienen. Von solchen Personen geht unendlicher Segen auf die übrigen aus, selbst wenn keiner von den anderen es ganz ebenso macht wie sie. Wer sieht ein solches Leben ohne tiefe Ergriffenheit, und wen zwingt das Sehen nicht zum Thun? Ein Beispiel wahrer Liebe reißt hundert kalte Herzen mit sich. Allerdings muß es eben jene echte, von selbst quellende Liebe sein, die nichts will, durch ihr Leben nichts will als das Heil des Volkes.

Pestalozzi hat selber den Hunger und die Kälte mitgefühlt, und der Schmutz und die Blödigkeit der armen Kinder war täglich um ihn. Ihm war das arme Volk etwas, worin er schwamm, was ihn umdrängte, worin er zu ertrinken schien. Aus dieser Tiefe heraus ward seine Hilfe geboren. Gott ließ ihn leiden, damit er seinen Brüdern dienen könnte. Indem er litt und liebte und sich verlor im täglichen Dienste, ward er vielen ein Führer zum leidenden Helfer, zu Jesus.

Es ist bekannt, daß Pestalozzi nicht in der Bahn strengster Kirchlichkeit ging, aber er bot lebendiges, gelebtes Evangelium. Gott gebe uns viel Treue nach seiner Art, den Erziehern, den Eltern, uns allen! Wie leicht fallen wir in Gleichgültigkeit und vergessen die Sorge der Brüder! Jeder, dem es ein wenig gut geht, und auch jeder, der mit sich selbst etwas reichlich Sorge hat, ist in Gefahr, den Blick für die Menge von Leid zu verlieren, die es um ihn herum giebt. Dann aber, wenn wir gleichgiltig werden, verlieren wir selbst unseres eigenen Lebens Licht, den anderen etwas zum Heile zu sein. Ein Wort wie das, was wir uns heute vorgelegt haben, beschämt unsere Kälte und Selbstsucht, denn wir wissen, daß es ein ehrliches Wort ist, und daß der Mann, der es sagte, ein Recht hatte, von sich so zu sprechen. Ein Charakter voll Hingabe ist eine Predigt zur Buße für die in Eigenliebe erstarrende Welt.

Man zweifelt bisweilen, ob es eine wahre Nachfolge Jesu geben könne. Unsere Versuche gelangen uns schlecht. Es schien unmöglich, das Leben des Allbarmherzigen und Gekreuzigten vor Augen zu stellen, da unsere Schwachheit uns von dem Glauben an die Möglichkeit der wirklichen Liebe abzudrängen suchte. Giebt es wahre Nächstenliebe? Ja, es giebt sie. Es hat sie gegeben und giebt sie noch, und dankbar denken wir derer, die sie uns zeigen.

Was Jesus vom Weltgerichte sagt, daß es die Frage stellen werde: was thatet ihr den geringsten Brüdern? das sollte unser eigenes Urteil über unser Sein und Leben stets beeinflussen. Was thatest du, der du dieses liest? Ist es nicht möglich, daß in uns allen das praktische, menschenliebende Christentum noch eifriger werde?

Einseitigkeit und Vollkommenheit.

> Die christliche Frömmigkeit muß beides vereinigen, die notwendige Einseitigkeit des Menschen in dem, was ihm aufgetragen wird, und sein Bestreben, sich der absoluten Vollkommenheit näher zu bringen.
>
> Schleiermacher.

Das ist leicht gesagt: Einseitigkeit und Vollkommenheit soll vereinigt werden! Wenn jemand Professor ist wie Schleiermacher und zugleich Theologie und Philosophie treibt, da mag ja Berufsbildung und allgemeine Bildung ineinander überfließen und die Einseitigkeit mag verdeckt sein, aber vorhanden ist sie doch, denn auch das höchste Denkerleben ist nicht das ganze Leben, und Vollkommenheit ist mehr als vielseitige Verwendbarkeit des Geistes. Vollkommenheit ist ebensowohl praktisch wie theoretisch. Wer vollkommen ist, muß schaffen, gründen, bauen, ordnen können, ein Abbild des gewaltigen Gottes, der alles weiß und alles kann und in unendlichem Walten sich selbst stets treu bleibt. „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!" Wer bringt es fertig? Wer weiß, wie es gemacht wird?

Es ist, wie uns scheint, im Christentum mehr die Vollkommenheit als die Einseitigkeit gepredigt worden, und doch waren die hervorragendsten Knechte Gottes im alten und neuen Testament von bewundernswerter Einseitigkeit. Was ist Elias für ein einseitiger herrlicher Charakter! Wie sind die Propheten alle von einer gottgestärkten Einseitigkeit! Und Johannes der Täufer, Jesus selbst, Paulus, die Märtyrer, die unter Nero brannten, sie alle bis hin zu Tertullian und Augustin sind nicht von des Gedankens Blässe soweit angekränkelt, daß sie nicht mehr scharf Partei nehmen können. Sie verzehren sich selbst in Parteinahme und Kampf, der ewige Gott aber ist un=

parteiisch, denn in ihm leben, weben und sind wir alle. Soll man ihnen nun von ihrer Kampfeseinseitigkeit etwas hinwegwünschen? Soll man verlangen, daß Jesus den Pharisäern „geschichtlich gerecht“ wird? Sollen die Apostel den Pilatus aus den Verhältnissen heraus „verstehen und entschuldigen“? Gewiß nicht! Ihre Vollkommenheit liegt ja gerade darin, daß sie eine Sache mit Leib und Seele, mit Kopf und Blut wollen konnten. Jesu ewige, unauslöschliche Größe ist es gerade, daß er nur eins im Leben that, nur eins, dieses eine aber mit einer bis zum Tode gleichen Rücksichtslosigkeit gegen Überlieferung und Umgebung. Seine Speise war, daß er den Willen seines Vaters im Himmel that. Um dieses Willens willen, des Reiches der Gerechtigkeit, gebietet er Zurücksetzung aller sonstigen irdischen Bande und Beziehungen. Mit der Energie eines Wirbelsturmes reißt er eine Hand voll Menschen aus ihrem gewohnten Volksdasein heraus und stellt sie der Welt gegenüber: ich sende euch wie die Schafe unter die Wölfe! Er ist überwältigend in seiner furchtbaren Erhabenheit. Das ist seine ihm eigene Vollkommenheit.

Und die kleinen Leute, die keine Welt bewegen können, wie sollen sie ihre Vollkommenheit finden? Sollen sie von allem, was es an Fähigkeiten und Tugenden giebt, etwas naschen und schließlich vor lauter aufgelesenen Vollkommenheitsbrocken ihr eigenes Ich verlieren? Ist nicht ihnen zuerst nötig, daß sie in ihrer Klasse, in ihrem Beruf sich scharf heraufarbeiten, mit allen Einseitigkeiten ihrer Lage, aus der sie nicht herausspringen können? Das Wesentlichste, was sie brauchen, ist Wille. Wille aber wächst nicht anders, als wenn man sich auf einige feste Zielpunkte festlegt. Erst dann, wenn der Wille gewachsen ist, darf er seine Zweige weiter ausdehnen. Eine Frau, die nichts will, als ihre Familie durch Mangel und Verfall glücklich hindurchzusteuern, hat in dem Kampf um dieses Ziel ihre Vollkommenheit. Am unvollkommensten aber sind die ziellosen Menschen, die alles wollen und doch nichts recht, die allerlei können und doch nichts richtig. Sie tragen den täuschenden Schein allgemeiner Vielseitigkeit und verdienen nicht mit denen verglichen zu werden, die im kleinsten Punkt die größte Kraft zu sammeln wußten.

Gott mit uns!

Ist ein wirkliches Bedürfnis zu einer großen Reform in einem Volke vorhanden, so ist Gott mit ihm und sie gelingt.

Goethe (Eckermann).

„Mit Gott!“ Ich sah dieses Wort neulich auf einem Blatt, wo es schon lange steht, oft aber wenig beachtet wird, weil der Leser den Titel längst kennt. Es steht dort wie bei uns das Wort „Gotteshilfe“. Wem hilft nun Gott, wenn einmal die Zwei sich streiten? Wer hat ein Recht, von ihm etwas zu erwarten? Man weiß nicht, ob Gott mit der Mehrheit ist oder mit der Minderheit, denn selbst, daß er bei der Mehrheit war, ist schon vorgekommen. Man kann aus der Geschichte der Vergangenheit so schwer sagen, welche Mächte ihm die liebsten sind, da er sie alle werden und wachsen läßt und dann wegwirft, wenn sie ihren Dienst gethan haben. Auch ist es nicht die größere oder kleinere Zahl im Streit vorkommender Tagessünden, die über das „Gott mit uns“ schließlich entscheidet, denn der Ewige könnte bei keiner Menschengruppe sein, wenn er aufhören wollte, geduldig im einzelnen zu bleiben. Was ist es, daß uns trotz aller dieser Unsicherheiten auf seine Hilfe vertrauen läßt? Es ist nicht, daß wir „Herr, Herr“ sagen, denn das verstehen oft die am besten, bei denen der lebendige Gott am wenigsten ist. Nicht unsere Frömmigkeit zwingt Gott zu uns hernieder, wenn er nicht von selbst kommt und freiwillig segnet. Er segnet aber die, die seinen Willen thun. Sein Wille aber ist das, das kommen soll.

Ein kriegserfahrener Preußenkönig hat bekanntlich gesagt, daß Gott immer bei den stärkeren Bataillonen sei. Das ist vom Standpunkt eines Heerführers aus richtig gedacht, denn seine Pflicht und Lebensaufgabe ist es, die starken Bataillone zu schaffen, aber auch für ihn kommen Stunden, wo er sich nicht auf Ziffern verläßt, sondern flehend zu der Fülle unberechenbarer Einwirkungen hinschaut, deren lebendiger, persön-

licher Hintergrund Gott ist. Er sagt in solchen Stunden zu sich selbst: ich habe zwar nicht alle Kräfte, die ich brauche, aber das, wofür ich fechte, darf nicht untergehen, vorwärts mit Gott! Daß er trotzdem sinkt, ist möglich, aber daß der, der Wolken und Wasser, Gedanken und Stimmungen regiert, ihm hilft „über Bitten und Verstehen", ist auch möglich, Gott ist mit ihm, wenn er das thut, was geschehen muß.

Und ist in einem Volke, wie Goethe gelegentlich sagt, das wirkliche Bedürfnis nach einer großen Reform vorhanden, dann ist Gott mit ihm, und sie gelingt, selbst wenn alle Konsistorialräte und Bischöfe und sonstigen Mächte dagegen sein sollten. Nichts ist falscher, als zu glauben, der Wille Gottes decke sich immer mit dem Willen seiner offiziellen Vertreter auf Erden. Hundertmal schon hielten die Stellvertreter Gottes ein neues Volksbegehren für falsch, das dann doch mit Gottes Hilfe siegte. Aus Not und Drang läßt der ewige Lebenswecker neue Lebenkräfte steigen. Erst fängt der Drang traumhaft an, wirren großen Wolken gleichend, die gestaltlos das sanfte Himmelblau verdecken. Er scheint alle Kreuze zu verfinstern. Später regnet der Regen des Wachstums. Gott half, daß aus Zerstörungskräften neue, gute Mächte wurden.

Gott mit uns! Laßt es uns glauben! Er hat uns getragen und gestärkt und war in den Dingen, die uns umgaben, und sprach durch Fortschritt und Unglück, durch hunderterlei Worte, die in den Sachen selber lagen. Gott mit uns! Ein großes Volk wartet auf geistiges Auferstehen. Ein Durst nach freiem Werden atmet vom weiten Lande her. Kommt so etwas von ungefähr? Sollen wir nicht glauben dürfen, daß er das gemacht hat, er, der alles schafft? Oft wissen wir im einzelnen nicht, wohin die Wege des Tages gehen, aber das ist klar: Umgestaltungszeit zieht Seelen an und stellt sie in ihren Dienst. Diese Seelen fühlen das, was sie thun, als etwas Nötiges und Gottgewolltes und freuen sich des Bewußtseins, das alle großen und schöpferischen Zeiten der Geschichte durchdrang: Gott will es! Es ist eine Freude mit Zittern, denn niemand kann sich vermessen, des ganzen Willens Gottes teilhaftig zu sein, aber schon das Stückchen davon, das einer hat und trägt, ist genug, ihn selig zu machen.

Die Seligen.

Selig sind, die zum Abendmahl
des Lammes berufen sind.
Offenbarung des Johannes 19, 9.

Im Worte „selig“ liegt alles beschlossen, was eine Seele sich wünschen kann. Mit Seligpreisungen fing Jesus seine große Predigt an. Selig, selig! Damit lockte und rief er die Menschen. Kommt und laßt euch selig machen! Kommt, werft alles andere weg, laßt alle Sorgen fahren, gebt euren Kämpfen Abschied, lachet und seid glücklich, denn eure Sonne geht auf, euer Morgen erglänzt, euer Wind weht! Eure Augen dürfen leuchten, euer Herz darf höher wallen, euer ganzes Dasein darf jubilieren, denn die Nacht vergeht, das Vergängliche wandelt sich in Unvergänglichkeit, der Tod ist verschlungen in den Sieg! Nun seid ihr nicht mehr die Armen und Elenden, eure Blöße ist von euch genommen, euer Hunger ist gesättigt, Engel sind eure Genossen, Sonne, Mond und Sterne sind eure Vertrauten, um euch rauschen die Wasser des heiligen Paradieses, und das neue Jerusalem öffnet seine Perlenthore, euch zu empfangen! Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden, dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Seele voll Rühmens sein. Er wird unser Licht sein, den wir liebten, ohne ihn zu schauen. Im Chor der endlosen Anbetung der Jahrtausende des Himmels wird unsere Stimme sich tragen lassen von der großen Welle der unaussprechlichen Töne, die immer von neuem und immer herrlicher singen und sagen: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll! Wir gehören dann mit zur auserwählten Gemeinde, von der der Ewige spricht: Ich will meine Wohnung unter ihnen haben, und sie sollen mein Volk sein und ich will ihr Gott sein. Dann öffnet sich die Halle zum großen Abendmahl, und das Lamm, das der Welt Sünde trug, spendet unaufhörlich Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit. Wer kann es fassen und wessen Herz kann es tragen, was alles denen bereitet ist, die von Gott geliebt werden? Seele, Seele, lerne hoffen!

Man muß die Offenbarung des Johannes in die Hand nehmen und sie im Zusammenhang lesen, wenn man die Empfindung verstehen will, mit der die ersten Christen den Himmel sich öffnen sahen. Es ist vieles in diesem Buche, das wir nicht mehr verstehen, Beziehungen auf jene Zeit und Bilder von orientalischer Gestaltung. Wer sich in die Einzelheiten vertiefen will, der kann sich in ihnen verirren, ohne Wesentliches zu gewinnen, wer aber den Gesamtcharakter zu erfassen sucht, dem erschließt sich eine Kraft des Hoffens auf Seligkeit, die übermächtig alles andere zurückdrängt. Selig werden die Märtyrer. Diese sind es, die kommen aus großer Trübsal und haben ihre Kleider helle gemacht im Blut des Lammes. Sie sind vor dem Stuhl Gottes und dienen ihm Tag und Nacht. Sie wird nicht mehr hungern und dürsten, und das Lamm mitten auf dem Throne wird sie weiden und leiten zu den lebendigen Wasserbrunnen, und Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen. Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben, von nun an, ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach.

So und ähnlich lesen wir in dem alten wunderbaren Buche am Ende der Bibel. Thut es uns nicht doch recht gut, so kräftige Seligkeitshoffnung auf uns wirken zu lassen? Wir können uns die Ewigkeit so schwer vorstellen. Das konnten jene alten Christen der ersten Blut- und Kampfeszeit leichter. Sie lebten mitten in der glänzenden Hoffnung drin, und das war ihre Stärke. Wir wollen uns am Totensonntag zu ihnen setzen und von ihnen lernen, wie das ewige Leben den zeitlichen Tod überwindet. Es sind so viele unserer Lieben schon gestorben, und andere haben mit dem Tode gekämpft. Wir selber wissen nicht, wann wir dem Jammerthal Erde Lebewohl sagen. Was dann für uns und sie? Giebt es dann wirklich nichts, nichts als das Zerfallen der Atome und das Gedenken der nach uns Sterbenden? Mit dieser Trostlosigkeit haben sich die Menschen nie dauernd befreunden können. Gott legte es in sie, daß sie auf Seligkeit hoffen sollen.

Sehnsucht.

Was der alten Väter Schar
Höchster Wunsch und Sehnen war,
Und was sie geprophezeit,
Ist erfüllt in Herrlichkeit.

Wie die Kinder auf den Christbaum, warten die Menschen auf das ewige Glück. Das jüdische Volk wartete auf seinen Messias, unsere neue Welt wartet auf Friede und Wohlsein der Menge. Überall ist etwas Adventsstimmung verbreitet, und wo sie fehlt, da bietet das Leben nichts als Novembertage und Dezembernächte. Wir alle müssen ein wenig in die Ferne hineinspinnen, wenn wir es vertragen sollen, den Faden der Tagesarbeit in der Hand zu halten. Auch wenn wir nüchternen Sinnes die Tagesarbeit vom großen Sehnsuchtstraum zu scheiden suchen, damit sie nicht ins Grenzenlose zerfließe: hinter der Dorfmark unseres erkennbaren Thuns und Lebens beginnt doch für uns alle der unendliche Wald, der an seiner Vorderseite noch von Erdenbäumen bewaldet ist, dessen tieferes, inneres Leben aber Paradies heißt. Wo der Verstand, der Wille, die Berechnung zu Ende sind, da sitzt der Engel Gabriel und sagt: weißt du auch, wie es im Garten Gottes ist?

Es hat vor kurzem ein Dichter, Adolf Grabowsky, ein Lied von der Sehnsucht gesungen. Er läßt Adam und Eva dem Engel lauschen, der die Harfe aus dem Jenseits nimmt und den Ausgestoßenen das Lied des Lebens spielt. Leben aber ist Sehnsucht.

Das Lied vom Leben hab' ich euch gespielt,
Ihr habt empfunden, was im Liede lebt —
Ihr wißt es nicht zu nennen.
Ich sage euch, wie das Eine heißt,
Das ewig wohnen wird in dem Menschen,
Das Leiden schafft und Leiden wieder heilt —
Es ist die Sehnsucht . . . .
Nicht auf der Erde sucht das Eden,

Sucht das Eden in euch!
In euch liegt es.
In euch sind goldene Früchte,
Blühende Saaten,
Ragender Himmel,
Blaues Meer und schneeige Berge,
Alles in euch.
Ihr werdet es finden, so ihr nur suchet,
Ihr werdet es schauen, so ihr nur folget,
Gläubige Kinder,
Eurer himmlischen Sehnsucht . . .
Und ihr steigt dann immer höher,
Werdet reiner, immer freier,
Und ihr feiert eurer Seelen
Wunderbare Seelenfeier . . . .
Ja, die Sehnsucht ist der Fortgang,
Ja, die Sehnsucht ist das Leben.
Über sich hinaus treibt Jeden sie . . .
Tiefster Sinn des Lebens:
Paradiesessehnsucht!

Das ist in neuer Sprache die alte Wahrheit von der Gabe Gottes, die in großer Hoffnung liegt. In den Wochen vor Weihnachten beschäftigt den Christen das Hoffen und Warten der Erzväter und Propheten. Wir blicken in ihre sehnsuchtsvollen Seelen und entdecken dort, daß ihr Gold und Kleinod ihre heilige Hoffnung war. Sie hofften in der Art und Form ihrer Zeit und redeten glühende Worte vom Davidssohn und dem Sproß vom Stamm Isai, vom Löwen aus Juda und von dem Kind, deß Herrschaft ist auf seiner Schulter. Wie die Erfüllung kam, daß sie kam, und daß sie anders kam, als sie dachten, haben sie nicht geschaut. — Wir aber wissen, daß ihr Sehnen nicht vergeblich war und empfangen daraus Kraft für uns, daß wir hinter und über allem Kleingewirr des Tages hoffen und beten können: Dein Reich komme!

Die Sehnsucht ist das Leben, das innere Leben. Wer satt ist und nichts mehr sucht, wer faul ist und nach nichts mehr trachtet, wer verzweifelt ist und alle Hoffnung wegwirft, der lebt nicht, denn er hat kein Leben aus Gott und zu Gott. Es ist wieder Advent geworden: fang wieder an, große, heilige Sehnsucht zu haben! Werde ein Kind mit deinen Kindern und singe mit ihnen: Hosianna, gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn!

Davids Sohn.

Hosianna dem Sohne Davids!
Gelobt sei, der da kommt im
Namen des Herrn!
Evangelium des Matth. 21, 9.

Ist es nur eine äußerliche Bezeichnung, wenn Jesus Davids Sohn genannt wird, oder ist er auch geistig, innerlich ein Nachkomme seines Urvaters, der vom Hirtenknaben zum König auf Zion wurde? Giebt es über die Jahrhunderte hin eine seelische Verwandtschaft, und war vielleicht das Wort „Davids Sohn“ ein Element im Werden der Seele des Königs im Reiche der Wahrheit? David und Jesus, was habt ihr gemeinsam?

Kaum ein Charakter des alten Testaments ist so schwer zu begreifen wie David. Ist es schon schwer, den Schleier zu durchdringen, den Volksbegeisterung um Volkshelden zu spinnen pflegt, so bleibt doch die größere Schwierigkeit für uns, das Gemisch von Zartheit und Grausamkeit, von Psalmen und Schwertern, von Edelsinn und Rache, von Hinterlist und Offenheit uns lebendig zu vergegenwärtigen, das in diesem genialen Kinde der jüdischen Berge vorhanden war. David ist die stärkste politische Erscheinung der jüdischen Volksgeschichte, der König für Israel, wie später Cäsar der Kaiser für die Römer. Alle politischen Ideale seines Volkes sind begriffen in dem Wort „Aufrichtung des Stuhles David“. Was aus diesem kleinen Volke geschichtlich überhaupt gemacht werden konnte, hat er gemacht. Die Mittel, mit denen er arbeitete, waren orientalisch, und zur Erörterung von „Ethik und Politik“ würde Davids Geschichte mancherlei sehr scharfe Einzelbilder bieten. Dieser selbe Mann ist aber zugleich der Anfänger der tiefsten religiösen Poesie, die es überhaupt giebt. Ob wir Psalmen besitzen, die unmittelbar aus seinem Munde stammen, ist nicht leicht zu sagen, sicher aber ist, daß das ganze israelitische Volk alle seine Dichtungs- und Gebetsgabe in so hohem Grade auf David zurückschreibt, daß es für seine besten Lieder nichts höheres kennt, als sie die „Lieder Davids“ zu nennen.

In Sieg und Leid, verfolgt vom Feind und vertrieben vom eigenen Sohne, hat er eine Fülle von Empfindung, die ihn hoch über seine Zeit hebt und unter die Menschen stellt, die Brunnen lebendigen Wassers wurden für alle Zeiten. Er ist geradezu der Vater des frommen Innenlebens der Einzelseele geworden, ein erster großer Umformer der für alle gültigen Volksreligion in ein vertieftes persönliches Privatverhältnis zum lebendigen Gott, eine Art Zinzendorf mit der Königskrone, voll von Fall und Auferstehen, wie alle Menschen starker, weitwirkender Gefühle.

Was hat Jesus von ihm? Keineswegs sein ganzes Innenleben, denn dieses stammt mehr als jedes andere Innenleben aus dem unmittelbaren Hineinragen seiner Seele in die unbekannte Tiefe Gottes, und trägt, soweit es menschlich erkennbar ist, die Züge der Propheten, die nach David kamen. „Ein großer Prophet ist unter uns aufgestanden, und Gott hat sein Volk erhört.“ Die fromme Umgebung der „Sanftmütigen“ von Galiläa, in der Jesus aufwuchs, hatte nichts vom politischen David an sich und trug auch sonst, soviel wir sehen, spätere Züge in der Art, wie sie den Glanz der Himmelsherrschaft erwartete. Immerhin aber ist zu überlegen, daß diese ganze Welt der galiläischen Marienfrömmigkeit nicht ohne den fernen Hintergrund der Gesänge Davids möglich war, und daß Jesus, aus diesem Kreis herauswachsend, sich turmhoch über ihn erhob, so hoch, daß das Volk ihn stürmisch „zum König machen“ wollte.

An Davids Person rankte sich die Idee des „Messias“ empor, und in dieser Idee lebte Jesus mit seinen Jüngern. Die erste Engelsverkündigung von ihm sagt: „er wird ein König sein über das Haus Jakob ewiglich, und seines Königreiches wird kein Ende sein“, und der letzte Volksjubel, der ihn umbraust, ruft vom Ölberg zu den Mauern Zions hinüber: „Hosianna dem Sohne Davids!“ So geht David ungesehen mit durch das Leben Jesu. Die zwei Bethlehemssöhne sind Anfang und Ende einer und derselben Entwicklung, der Eine beginnt und der Andere schließt die Zeit der eigentümlichen israelitischen Frömmigkeit, der Davidssohn schließt sie, um der Menschheit den Zugang zum Vater im Himmel zu öffnen.

Was feiern wir?

Gelobet sei der Herr, der Gott Israels,
denn er hat besucht und erlöset sein Volk.
Evangelium des Lukas 1, 68.

Die Nacht liegt auf den Feldern, Sternennacht auf Schneegefilde, und durch die weißen Flächen steigen Reihen einzelner Menschen, jeder Hintermann die Fußspuren seines Vorgängers benutzend. Auch Frauen und größere Kinder sind in der Reihe. Eben schlägt es vier Uhr vom Turm der Kirche, und die Glocken füllen die Schneelandschaft mit heiliger Weihe: Christ ist geboren! Die Wanderer sagen nichts anderes zu einander als: Das ist schön! Aber sie empfinden, daß es nichts größeres giebt als das „kündlich große Geheimnis": Gott ist geoffenbaret im Fleisch, gerechtfertigt im Geist, erschienen den Engeln, gepredigt den Heiden, geglaubet von der Welt und aufgenommen in die Herrlichkeit. Es sind einfache Leute, die im Schnee zur Christmette gehen, noch einfältig im Glauben der Väter, ungebrochen durch die modernen Zweifel, Christfest feiernd mit der felsenfesten Überzeugung: Und wär' dies Kindlein nicht geboren, wir wären allesamt verloren! Sie gehen und warten vor der kalten Kirche, bis um fünf Uhr die Fenster hell werden und die Pforten sich öffnen, damit eine Menge Volks wie nie am Tage die Nachtfeier erleben könne, deren Hauptteil die „Weissagung" ist, die ein Knabe von der Kanzel singt: Uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, dessen Herrschaft ist auf seiner Schulter, und er heißt Wunderbar, Rat, Kraft, Held, Ewigvater, Friedefürst! Das muß man erst gehört haben, ehe man zu Hause Weihnacht feiern kann. Ein Weihnachten ohne die ganze Wucht der alten kirchlich-biblischen majestätischen Geheimnisse würde für diese Männer, Frauen und Kinder undenkbar sein. Einen Christbaum haben sie nicht alle, denn der Christbaum ist etwas Modernes für sie, eine Einführung vornehmer Leute, aber unbedingt fest steht ihnen im Mittelpunkt des Tages: Euch ist

heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr in der Stadt Davids! Das ist echtes Weihnachten. Auch wo man so nicht feiern kann, hat man das Gefühl, daß ein Weihnachten ohne den tiefen Hintergrund des alten Glaubens an seinem inneren Gehalte verloren hat. Je weniger man sich mit jenem alten Geist einig weiß, destomehr umgeht man die Kinderfrage: Mutter, warum feiern wir eigentlich Weihnachten?

Warum feiern moderne Menschen dieses Fest? Sie würden es aus sich heraus nicht schaffen können, denn weder der Natursinn, der die Wintersonnenwende grüßt, noch der Heilsdurst, der nach der heiligen Mystik von der Menschwerdung Gottes verlangt, ist in ihnen stark genug, um ein Gebilde wie das Christfest gestalten zu können. Wir alle sind auf dem Gebiet des inneren Lebens viel zu schwach, um uns unsere eigenen Formen zu geben. Gott sei Dank, daß alte Formen da sind, in denen der Seelenatem unserer Voreltern lebt! Man streiche uns Weihnachten, Ostern, Pfingsten, wer hat auch nur entfernt etwas zu bieten, was diese Tage ersetzt? Gerade weil wir religiös nicht schaffenskräftig sind, keine Zeit von Offenbarungen und Propheten, von Psalmisten und Märtyrern haben, darum klammern wir uns an das, was wir als Erbe besitzen, um nicht ganz arm und leer durchs Leben zu gehen. Wer giebt uns inneres Genügen in allem Streit? Unsere Väter hatten etwas, das sie tröstete! Ist ihr Licht ganz verloschen, ist ihr Trost ganz erstorben? So weit sind wir doch nicht von ihnen entfernt, daß nicht von ihrem Geist etwas in uns pulsieren sollte! Wenn Weihnachten kommt, dann wenden sich Herzen der Kinder zu den Vätern, und sie stellen sich unter die Sterne des Christbaumes und denken an das verlorene Paradies des Glaubens. Ist es verloren? Ist nicht doch in den alten Sätzen und Formen mehr Inhalt als in allen blassen Weihnachtsbetrachtungen von heute? Wollen wir nicht lieber an diesem Tage einfach mit den steifen, ehrwürdigen Männern und Frauen gehen, die eher an sich selber zweifeln als an dem Evangelium: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab? Sie haben ein Weihnachten, glückliche Leute!

Hirtenandacht.

Die Klarheit des Herrn umleuchtete sie, und sie fürchteten sich sehr.
Evangelium des Lukas 2, 9.

Es ist diesmal kein leichtes Weihnachten. Wer glaubt an das „Friede auf Erden?" Man möchte leugnen, daß es ein Offenbarungswort sei, nur um sich der Qual der Fragen zu entziehen, die es weckt. Man möchte ein oberflächliches Weihnachten machen, nur weil ein tiefgedachtes Weihnachten so belastend ist. Weihnachten hat für jedes Alter ein anderes Gesicht. Dem Kind war es eine Maria voll Huld, Glück und Innigkeit, dem Jüngling ein Messias voll welterneuernder Heilsbotschaft, dem Mann ein Engel, der an des Paradieses Pforten steht, fähig, zu beseligen, zu zerschlagen, dem Greis — ich weiß es nicht! Der Engel steht da, und seine Klarheit blendet die Hirten, sie fürchten sich sehr, denn er kommt ja von Gott, und Gott, das ist der Wille, den wir nicht beeinflussen, der uns aber greift und dahin oder dorthin wirft, ins Licht oder in die Nacht. Von Gott kommt der Engel und sagt: ich verkündige euch große Freude! Wenn die Freude kleiner wäre, wäre sie vielleicht für uns leichter zu tragen! Er verkündet uns die Freude, daß wir einen Meister haben, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, und je mehr wir versuchen, desto weiter, breiter, schwerer wird die Freude: Du hast den Heiland Jesus! Der Heiland wird von Weihnacht zu Weihnacht größer, wunderbarer, tiefer, aber damit auch unermeßbarer in seinen Anforderungen, denen wir genügen sollen. Er ist Liebesmacht und verlangt Nachfolge. Er ist Wahrheit und verlangt glashelle Durchsichtigkeit. Er ist Opfer und will, daß wir es auch sind. Er ist Sohn des Unsichtbaren und ruft uns zu, auch Gotteskinder zu werden. Er stand außer allen Berufen, über allen Klassen, fern von allem Erwerb, gelöst von den Sorgen der Familie, nur ein Werkzeug göttlicher

Prophetie und Seelsorge, wir aber in allen unseren Ketten und Pflichten sehen seine erhabene Freiheit und wagen kaum, unser irdisches Wandeln und Suchen in das Licht hineinzustellen, das von ihm ausgeht. Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn! Ja, gelobt sei er, ewig gelobt, aber was willst Du thun, wenn er Dich fragt, ob Du in seinem Lichte leben kannst? Daß Du es willst, ist sicher, aber ob Du es kannst? Ist es nicht zuviel Licht, zu große Klarheit? In diesem Lichte kannst Du nicht arbeiten, schaffen, wirken, helfen, weil es Dich überwältigt wie die Hirten auf den Bergen bei Bethlehem in der Nacht.

Es ist und bleibt ein Trost, daß in der Weihnachtsgeschichte hinter der Furcht die Aufrichtung steht. Die Hirten begriffen die Himmelsbotschaft nur halb. Mit dem, was sie aber an Erkenntnis, Sehnsucht und gutem Willen hatten, gingen sie in den Stall und beteten an. Es waren keine durchgebildeten Söhne Gottes, nur Männer, die sich dem Rufe des Himmels nicht entziehen wollten. In ihrer schlichten Weihnachtsandacht legen sie sich an der Krippe nieder mit aller ihrer Schwäche, Dürftigkeit und nur halb gestillten Furcht. Die menschliche Unzulänglichkeit kann nicht anbeten wie Chöre der himmlischen Heerscharen. Sie darf es versuchen, aber gelingt es ihr nicht, dann mag sie beten wie die Hirten es thaten: Hilf uns, Herr Jesu! Diese Hirtenfrömmigkeit war selbst einer Maria zum Trost.

Ist es falsch, daß wir solches zum Feste sagen? Es ist soviel süßer, nur die Engelsmelodie leise nachzusingen. Manchmal aber will sie nicht ohne Schwierigkeiten klingen. Und es giebt genug Menschen, denen es ähnlich geht. Diese sollen sich die Hand reichen und sagen: wir feiern doch! Wir gehen weiter im Banne unserer irdischen Pflicht, wir hören nicht auf, bei den Hürden auf den dunklen Bergen unseres Dienstes zu warten, aber an diesem Abend gehen wir doch hinein in die Grotte, in der das Licht der Welt in seiner Mutter Armen liegt. Gott weiß, daß wir vom steinigen Gebirge kommen. Er weiß, daß wir Menschen sind und bleiben auch an der heiligen Weihnacht, aber trotzdem läßt er uns sagen: freuet euch, freuet euch! Amen.

Eine Erinnerung.

Ihr wollt bei euren irdischen Sinnen
Die Seligkeit nebenbei gewinnen,
Glaubt keines geistigen Heils Ankunft,
Und eure Unmacht nennt ihr Vernunft.

A. W. Schlegel, Fastnachtsspiel
vom alten und neuen Jahrhundert,
Neujahr 1801.

Als vor 100 Jahren A. W. Schlegel diese Verse schrieb, machte er seine Abrechnung mit der schal und fade gewordenen Aufklärungsreligion. Ihm half um dieselbe Zeit der Philosoph Fichte, der den Vertreter oberflächlicher Tagesreligion, Nicolai, zwischen seine knochigen Finger nahm und seine Art von Religion folgendermaßen beschrieb:

Sein Protestantismus war die Protestation gegen alle Wahrheit, die da Wahrheit bleiben wollte, gegen alles Übersinnliche, und alle Religion; ihm war die Religion nur Bildungsmittel des Kopfes zum unversiegbaren Geschwätz. Seine Denkfreiheit war die Befreiung von allem Gedachten, die Ungezähmtheit des leeren Denkens ohne Inhalt und Ziel. Freiheit des Urteils war ihm die Berechtigung für jeden Stümper und Ignoranten, über alles sein Urteil abzugeben . .

So hart und scharf wendet sich der Philosoph, der weder zu den Rechtgläubigen noch zu den Pietisten gehörte, gegen die Verwässerung des Glaubens. Es begann das Jahr, in dem Schiller sein romantisches Trauerspiel voll Wunder und Glaube hervorbrachte, die „Jungfrau von Orleans“. Novalis schrieb die letzten seiner innigen, glaubenswarmen Gedichte, Tieck rief zum Bilde der Madonna von Rafael nach Dresden, und ernst suchende Menschen lasen die tiefgedachten Abhandlungen Schleiermachers und Fichtes über die Religion und über die Bestimmung des Menschen.

Wozu aber wollen wir jetzt beim Jahreswechsel dieser alten Dinge gedenken? Um uns die Prüfung unseres religiösen Gesamtzustandes nahe zu legen: Wir wollen uns fragen, ob wir seit jener Zeit in der Religion gewonnen haben oder nicht.

Haben wir jetzt überhaupt große geistige Kämpfe um die Religion? Im engeren Kreis theologischer Schulen wird viel gearbeitet, aber die geistige Welt ist doch leerer geworden. Man sucht keine Weltanschauung mehr, und die, denen das Suchen noch nicht vergangen, sind mit ihrem Denken vereinsamt. Wir alle haben soviel mit dem unaufhörlich fließenden Stoff der äußeren Tagesereignisse zu thun, daß wir den inneren Problemen wenig Kraft und Zeit widmen. Unser Wissen ist breiter geworden, unser Handeln vielgestaltiger, aber die Seele, die Seele der heutigen Menschen leidet an zu geringer Pflege. Sie wird erdrückt. Jene Oberflächlichkeit und Seichtigkeit in Religionssachen, die Schlegel und Fichte geißeln, wird von uns als etwas Selbstverständliches hingenommen. Es gilt noch jetzt: Ihr wollt bei euren irdischen Sinnen die Seligkeit nebenbei gewinnen, nebenbei, ohne Herzbrechen und Kopfbeschwerde, durch Nachsagen von Worten, die entweder der Priester vorsagt oder der Antipriester! Daß Religion eine Pflicht, eine ernste, den Mann nicht verlassende, ihn innerlich bedrängende Last ist, aus der erst durch geistige Arbeit Trost und Freude geboren wird, wer weiß das und kümmert sich darum?

Darum laßt uns ins neue Jahr nicht ohne den Entschluß hineingehen, an unserem Teile Bewahrer und Pfleger der geistigen Güter zu sein, die Gott unserem Volke nicht nur in seiner Kultur, sondern auch in seinem Glauben gab! Uns ist Religion nicht ein Dienst der Lippen, sondern eine den Menschen bestimmende Gesamtanschauung, und wir suchen Religion als Lebensmacht für uns und unsere Zeit. Wie schwer es ist, Religion zu haben und zu behalten, wenn man den Aufgaben der Gegenwart zu genügen sucht, hat uns allen das verflossene Jahr gezeigt. Es würde aber falsch sein, wollten wir um der Schwierigkeit willen die Flügel sinken lassen. Religion bewährt sich, indem sie sich innerlich durchkämpft. Gott, der uns in unser Leben stellte, und der uns das Evangelium von Jesus gab, ist ein und derselbe Gott. Sein Angesicht ist verschleiert, aber er lebt und wirkt, und in ihm leben, weben und sind wir. Ihn wollen wir suchen in der Erkenntnis und im Werk, ihn, den Lebendigen, damit wir wahrhaft leben.



